

Zeitschrift für
aktuelle Fragen

kultur

elemente

Herausgegeben von der
Distel – Vereinigung



Zeitmaschine Freiheit, time machine landed

Foto: Conny Koresin

Johannes Schmidl

Utopia non olet: 500 Jahre Gedankenexperimente zur Lösung des Ressourcenproblems

Das alte Herrschaftssystem hat seine bestimmende Kraft verloren und versucht sich dem Wind der neuen Zeit entgegenzustemmen. Erstmals kann man mit Recht von Globalisierung sprechen, neue Technologien erlauben es, Information in vordem undenkbarer Geschwindigkeit zu vervielfältigen und zu verbreiten. Das nutzen unter anderem auch Hassprediger, die vermeinen, die einzige gültige Wahrheit in wortgetreuer Auslegung der göttlichen Schrift gefunden zu haben; sie gründen auf deren Basis sogar Gottesstaaten. Allenthalben verbreiten sich Ratlosigkeit und Furcht – und das Bewusstsein, dass neue Antworten nötig seien auf die Fragen einer Zeit, die aus den Fugen geraten scheint.

Was wie ein aktueller Befund klingt, ist ein Bild vom Anfang des 16. Jahrhunderts: Die Erde war 1519 bis 1522 erstmals mit Schiffen umrundet worden, der Buchdruck mit beweglichen Lettern erlaubte es, die Bibel – aber nicht nur diese! – der wachsenden Zahl an Lesekundigen zugänglich zu machen.

1516 erschien „Utopia“ von Thomas Morus, zuerst in Latein, aber schon acht Jahre später

auch auf Deutsch. „Utopia“ versuchte, eine Antwort auf die Bedrängnis der Zeit zu geben, indem sie nicht mehr Gottes Wort zur Grundlage des staatlichen Gemeinwesens machte, sondern ein radikal neues Programm vorschlug. Die utopische Antwort lautete: Wir können uns unseren Staat selber machen, und zwar ohne Bezug auf heilige Schriften, ohne Würdigung der Privilegien des Adels, ja sogar ohne anscheinend unverrückbare

menschliche Grundkonstanten wie Privateigentum und Gier nach Reichtum und Macht, allein auf Basis unserer Vernunft. Eine ganz andere Welt ist möglich!

Morus versteckte seine Botschaft vor dem Argwohn der weltlichen und geistlichen Macht- und Würdenträger in einer belletristischen Rahmenhandlung, eine Methode, die es zugleich den Lesern und Leserinnen erlaubt, sich mit dem Text leichter vertraut zu machen, als wenn er lediglich eine Programmschrift mit dem Entwurf für eine neue Verfassung vorgelegt hätte.

„Utopia“ war ein Startschuss. Ab da war kein Halten mehr, und die Anzahl utopischer Entwürfe für ideale Staaten, die seitdem entstan-

Poste Italiane s.p.a.
Spedizione in Abbonamento
Postale - 70 %
NE Bolzano

Nr. 133/134
2017

Euro 3,50

www.kulturelemente.org
info@kulturelemente.org
redaktion@kulturelemente.org

4 Was wurde aus den Utopien und Entwürfen einer besseren Welt zu Beginn der Neuzeit? fragt **Haimo Perkmann**.

6 **Nancy Chapple** über die Geschichte des Amerikanischen Utopismus.

13 Mit zeitgenössischen Mitteln setzt sich die *Zeitmaschine Freiheit* mit den Zwölf Memminger Artikeln von 1525 auseinander. **Regina Gropper** und **Ronja Hartmann** im Interview.

15 Mit Texten von **Maxi Obexer**, **Adnan Softic**, **Ulrike Syha** und **Sasha Marianna Salzmann** widmet sich die *Summer School Südtirol 2016* für dramatisches und essayistisches Schreiben dem Thema *Unsere Utopien*.

22 **Isabelle Hansen** und ihr Engagement für Flüchtlinge porträtiert **Erika Wimmer Matzoll**.

Fotostrecke Teil 1:
Zeitmaschine Freiheit
Memmingen

Fotostrecke Teil 2:
Hotel Amazonas
Ritten

Editorial

Inselpflicht

Im Jahr 501 nach Morus' Utopia nähert sich die Doppelnummer der *Kulturelemente* 133/134 auf zwei verschiedenen Pfaden dem Thema Utopie; in Teil 1 auf dem gepflasterten, historisch-analytischen und im zweiten Teil auf literarischem Wege.

Teil 1 befasst sich mit Geschichte, Wesen und Zukunft der Utopie. Welchen Weg nahm der von Morus zusammengesetzte griechische Begriff? War es eine selbsterfüllende Prophezeiung? Was wird aus Utopien, die sich erfüllen? Man denke an Morus' Zeit, an den Bauernkrieg 1525, die Memminger Bauernartikel und die Tiroler Landesordnung von Gaismair, die nicht zufällig eine zentrale Stellung in dieser Ausgabe einnehmen. Und was ist mit religiösen Utopien? Gibt es Utopien für Auserwählte? Und welche Rolle spielen innerhalb der Entwicklung von Utopien pragmatische und technische Entwicklungen? Oder auch das Klima?

Teil 2 nähert sich den Möglichkeiten von Utopie in unserer Gegenwart. Auf literarische Weise. Basierend auf den Ergebnissen der *Summer School Südtirol 2016 für dramatisches und essayistisches Schreiben* zum Thema „Unsere Utopien“ auf Schloss Veldthurns. Ist es nicht Aufgabe der Literatur, die Welt mit ihrem eigenen poetischen Ausdruck zu interpretieren und auf diese Weise literarisch in das Geschehen zu intervenieren?

Die hier abgedruckten Texte der Autor_innen der Summer School fordern uns als Leser_innen heraus, holen uns in eine Gegenwärtigkeit, die konkret und persönlich, dann aber doch wieder vor allem politisch ist. Fragen stellen sich (uns in den Weg): „Fällt uns wirklich nichts Besseres ein als die Abwehr, und das üble Gerede über die anderen? Haben wir nichts eigenes? Nichts anderes als die Verteidigung unserer Rentenversicherung?“ (Obexer) und von der anderen Seite her: Definiert sich Europa heute gerade ex negativo durch sein „Nicht-Balkan-Sein“? Oder müssten wir nicht vielmehr in utopischer Manier „mehr Balkan wagen“, wie Adnan Softic vorschlägt.

Haimo Perkmann



Zeitmaschine Freiheit, time machine landed

Foto: Conny Koresin

den, geht in die Hunderte. Sie schlagen vor, das menschliche Zusammenleben allein auf Basis der Vernunft zu gestalten, es sei nicht durch unabwendbares Schicksal, göttliche Vorsehung oder menschliche Unzulänglichkeit fatal vorherbestimmt. Gesellschaftliches Elend erweist sich damit als vom Wirtschaftsverhalten des Menschen und von seinem Umgang mit seinesgleichen selbst hervorgebracht. Utopien sind radikale soziale Gedankenexperimente. Sie setzen meistens an konkreten Schwachstellen und Problemen der gesellschaftlichen Wirklichkeit an und konstruieren dazu diametral entgegengesetzte (die eigentliche Utopie) oder ausgeprägt negativ übersteigerte (Dystopie) rationale Bilder einer alternativen Gesellschaft, ohne sich um die Details des Übergangs in diese zu kümmern. Durch ihre große Distanz zum Status Quo werden sie oft als realitätsfern angesehen – sie sind genau so gewollt. „Utopie“ ist aber nicht einfach ein Synonym für „geht nicht“; sie ist Entwurf, nicht Verkündigung, und will als solcher von den Leserinnen und Lesern kritisch und ernsthaft überprüft werden. Sie berührt eine Fülle von Fragen, die das menschliche Zusammenleben betreffen: von der Rolle der Herrscher über die Funktion der Religion bis zum Umgang mit den knappen Ressourcen, und sie schlägt zum Teil verblüffende Antworten vor.

Thomas Morus löst in *Utopia* die Frage nach der Verteilung der begrenzten Ressourcen mit erzwungener Arbeit und verordneter Maßhaltung für alle, und zwar auch für die, „die bei anderen Völkern untätig dahinleben, wie die Priester und frommen Ordensbrüder (was für eine gewaltige, was für eine faule Schar!)“, und (...) „alle die reichen Leute, insbesondere die Großgrundbesitzer, die man gewöhnlich Standespersonen und Edelleute nennt (und) deren Dienerschaft, diesen ganzen Kehricht bewaffneter Tagediebe“. *Utopia* ist ein Staat mit genau ausbalancierter Produktivität: alle produzieren für alle das, was für das Leben an Nahrung, Kleidung und Wohnraum notwendig ist, und das wird allen kostenlos zur Verfügung gestellt. Aber dann ist Schluss: es gibt keine Unter-, aber auch keine Überproduktion; Privateigentum und Luxus sind verboten, anstelle von Völlerei gibt es verordnete Mußezeit. Damit werden die materiellen Ressourcen geschont und jegliche Verschwendungen wird verhindert:

Der Morusche Staat ist ressourceneffizient, bevor es diesen Begriff gibt, und er löst den Rebound-Effekt, dreieinhalb Jahrhunderte bevor dieser erstmals als Problem erkannt und formuliert worden ist. (Der energetische Rebound-Effekt besteht kurz gesagt darin, dass eine Effizienzmaßnahme den Energieverbrauch reduziert, dadurch die Kosten für Energiedienstleistungen senkt und so der Mehrverbrauch von Energie angeregt wird). Das gesellschaftliche Gedankenexperiment von Thomas Morus könnte aus heutigem Blickwinkel aber durchaus auch als Ökodiktatur bezeichnet werden.

Etwa hundert Jahre nach Morus geht Francis Bacon einen ganz anderen Weg, als er eine Antwort auf das Problem des Ressourcenmangels sucht: Zwar ist sein *Staat Nova Atlantis* wie der Vorgänger auf einer Insel realisiert, auf der wiederum eine europäische Expedition strandet, um von dort zu berichten. Allerdings hat es dort eine Art Akademie der Wissenschaften geschafft, die Möglichkeiten von Naturwissenschaften und Technik so weit auszuschöpfen, dass für alle Bewohner alles in reichlichem Ausmaß vorhanden ist. Bacons Botschaft lautet (etwas verkürzt): Wir brauchen uns nicht kollektiv einzuschränken, wir müssen nur den potenziellen Überfluss der Natur endlich technisch nutzen!

Mit Morus und Bacon sind den nachfolgenden abendländischen Utopisten zwei Modelle für die Lösung des Ressourcenproblems vorgegeben, die in zahlreichen Varianten umgeschrieben, gemischt, teilweise sogar ausprobiert werden, jedenfalls aber das Denken bis in die Gegenwart beeinflussen. Wenn Lewis Strauss, Chairman der US Atomic Energy Commission 1954 verkündet, elektrische Energie auf Basis von Atomkraft werde bald „too cheap to meter“, also zu billig sein, um überhaupt noch gemessen und verrechnet zu werden, steht er ebenso in der Tradition Francis Bacons wie schon der utopische Sozialist Johann Adolph Etzler im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Etzler konstruiert in Gedanken eine Welt des Überflusses, die er, ohne den Energiebegriff zu kennen, auf das gründet, was wir heute „erneuerbare Energieträger“ nennen. In seinem „Paradies, für jedermann erreichbar, lediglich durch Kräfte der Natur ...“ übernehmen Maschinen, angetrieben von Sonne, Wind und Wasser, alle mühsamen Arbeiten. Und um die Zeit, wenn

der Wind nicht weht und die Sonne nicht scheint zu überbrücken, konzipiert er in Gedanken den Pumpspeicher, sechzig Jahre, bevor deren erster gebaut wird! „Utopisch“ bedeutet eben nicht „unerreichbar“ oder „unsinnig“.

Etzler macht sich später mit dem Kapital einer Gesellschaft, die seinen Ideen vertraut hat, nach Venezuela davon und taucht dort unter. Das kann die von seinen Entwürfen Begeisterten aber nicht davon abbringen, diese auszuprobieren und umzusetzen. Anscheinend ist es in den 1840er Jahren in einer sozialistischen Kommune in den USA gelungen, einige von Etzlers Maschinen tatsächlich zu bauen und zu betreiben.

Dabei wird übersehen, dass der reichere Teil der Bevölkerung in den industrialisierten Ländern heute praktisch in realisierten Utopien lebt: räumlich vom Rest der Welt aus gesehen, zeitlich von einem Großteil der abendländischen Geschichte aus gesehen. Was in den klassischen Utopien als technischer Fortschritt beschrieben wird, ist hier und heute längst erreicht oder überboten worden. Die materielle Basis dafür, muss man konstatieren, sind im Wesentlichen die mit perfektionierter Technik nutzbar gemachten fossilen Energieträger – Kohle, Erdöl, Erdgas.

Das weltweit realisierte System der Nutzung fossiler Energie macht deutlich, welch ungeheure Kraft in dem Streben liegt, die menschlichen Lebensbedingungen lokal und temporär zu verbessern. Für den Genuss der Früchte der Utopie sind wir bereit, außer Acht zu lassen, was wir wissen. Wir betrachten es als angemessenen Preis, die Lebensgrundlagen uns ferner Menschen in der Zukunft und in den Herkunftsländern der fossilen Energieträger zerstören zu lassen – die Verwüstung des Nigerdeltas etwa nehmen wir in Kauf, um von dort Erdöl heranzuschaffen zu lassen. Wir wissen, dass die Erfüllung der Utopie das Leben zukünftiger Generationen bedroht, aber dieses Wissen scheint uns kaum in einer Form zu erreichen, dass wir daraus heute konkrete Taten ableiteten. Unsere Handlungen als Einzelne, als Gruppe oder auch als kleine Volkswirtschaft scheinen keine kausale Macht auf die Rahmenbedingungen ausüben zu können, und die in unserer Wahrnehmung solche kausale Macht haben, jene vielgeschmähten nationalen und multinationalen Weltkonzerne,

Thema

lassen wir gewähren, weil das, was sie tun, auf heimtückische Weise geschieht, um uns die Utopie zu erfüllen.

Wir begreifen allmählich, welche Lasten das uns erfüllte utopische Versprechen jenen Menschen auflädt, die nach uns das Leben haben werden. Wir beginnen zu verstehen, wie sich die Hypotheken in Raum und Zeit verteilen werden.

Wir erfreuen uns einerseits der Früchte realisierter utopischer Gedankenexperimente. Andererseits aber haben unsere Versuche, utopische Geisteskonstrukte zu verwirklichen, das 20. Jahrhundert in einer Weise blutig geprägt, die es heute ratsam erscheinen lässt, dem Utopischen mit großer Vorsicht und Zurückhaltung zu begegnen. Unsere Einstellung dem Utopischen gegenüber ist reserviert, bestenfalls ambivalent, eher aber ablehnend.

Dennoch brauchen wir Utopien; vor allem müssen wir den utopischen Diskurs in seiner ganzen Vielfalt und Buntheit bewusst wieder aufnehmen, und zwar aus zumindest zwei, letztlich entgegengesetzten Gründen:

Einmal, weil sich sehr viel an ursprünglich utopischen Entwürfen, Elementen und Denkweisen beinahe unbemerkt in der Alltagswelt der westlichen Industriestaaten einquartiert, oder besser, diese erst ermöglicht hat. Mit allen realisier-

Ideals.“, warnt etwa Hans Jonas, und Robert Jungk befürchtet, dass der „Atomstaat“ immer mehr einer großen Maschine gleichen werde, deren zerstörerische Funktion nicht gestört werden dürfe.

Zum anderen steht die Menschheit heute vor nie gekannten Herausforderungen und Aufgaben, deren Lösung alle ihre Kräfte in Anspruch nehmen wird. Dabei wird es notwendig sein, größere gesellschaftspolitische Entwürfe und Veränderungen zu erwägen, zu planen und letztlich auch zuzulassen. Utopien haben solche immer vorgetragen, sie zeichnen ein positives Bild von gelingender Zukunft und motivieren damit, den Weg dorthin zu suchen und zu gehen.

Ernest Callenbach errichtet in seinem utopischen Roman „Ecotopia“ („Ökotopia“, 1975) ein Gegenkonzept zum „American way of life“, das nach einem angenommenen Sezessionskrieg im Nordwesten der USA im ausgehenden 20. Jahrhundert realisiert worden ist. In „Ökotopia“ wird umweltverträgliche Hochtechnologie entwickelt und eingesetzt, zugleich wird Renaturierung verordnet. Ökologisch bedenkliches Verhalten wie der Betrieb von Verbrennungsmotoren in Autos ist verboten, dafür gibt es ein Angebot von Hochgeschwindigkeitseisenbahnen, in denen während der Fahrt gemütlich ein Joint reihum gereicht wird: verordnete Ressourcenschönung trifft auf High-Tech. Soziale Harmonie im

gen für die Ressourcenfrage auszuarbeiten, müssen wir zwei Zusammenhänge beachten: Eine Basisversorgung mit Ressourcen – Energie, Wasser, Nahrung, Entsorgungsmöglichkeiten usw. – ist lebensnotwendig, oder, wie man heute gerne sagt: alternativlos. Diese allen menschlichen Erdenbewohnern zuzugehören, ist somit unverhandelbares Grundrecht; ein ökonomisches Angebots-Nachfrage-Spiel verbietet sich, wenn ein Partner seine Nachfrage aus Gründen des Überlebens nicht reduzieren kann. Andererseits erreicht unser Ressourcenverbrauch aber relativ bald einen Bereich der Sättigung, wo zunehmender Verbrauch nicht zu messbarer zusätzlicher Lebensqualität führt; er erscheint dann vielmehr als eine Art von Völlerei.

Ressourcenverbrauch und davon hervorgebrachte Lebensqualität hängen sehr oft über dieselbe Funktion von abnehmendem Grenznutzen zusammen. Sie gilt beispielsweise für Bruttosozialprodukt und Lebenserwartung, Primärenergieverbrauch und Human Development Index, Pro-Kopf-CO2-Emissionen und die Überlebensrate von Säuglingen, die Ausgaben für ein Gesundheitssystem und die Lebenserwartung, die Höhe des Einkommens und die persönliche Einschätzung des Lebensglücks usw.

Wir müssen uns angesichts dessen selbstkritisch fragen, warum wir nicht aufhören, wenn es genug ist, und wie hoch wir unsere Freiheit zum Ressourcenverbrauch werten, wenn diese zugleich unsere Zukunft und die der anderen bedroht. Oder, um den utopischen Diskurs aktiv aufzugreifen: Wollen oder brauchen wir gar eine normative – utopische – Grenze, die uns aktiv einschränkt, wenn es reicht, die uns also letztlich vor uns selber schützt? Oder, die andere Möglichkeit: Sollen wir auf ein – utopisches – Bündel von Ressourcen umsteigen, dessen Verbrauch unkritisch ist – vielleicht sogar too cheap to meter? Um welchen Preis?

Was machen wir, wenn die Lage erkennbar brenzlig wird und utopische Modelle, die wir vielleicht zu Recht wegen ihres dystopischen Potenzials ablehnen, wirklich die Lösung versprechen? Sollen wir uns angesichts dieser latenten Gefahr vor jederlei utopischem Gedankenspiel vielleicht doch überhaupt besser fernhalten und darauf vertrauen, dass sich unsere Probleme anders lösen? Und haben wir uns schon darin eingefunden, „unsere“ Probleme als die von derzeit mehr als sieben und in absehbarer Zeit zehn Milliarden Anspruchsberechtigten zu sehen?

Die Doppelgesichtigkeit von Gefahr und Notwendigkeit wird auch alles zukünftige utopische Konstruieren begleiten. Wer sie beachtet, sollte sich aber nicht scheuen, dieses gefährliche und faszinierende Land der gesellschaftlichen Gedanken- und Realexperimente zu betreten, um es mit Leidenschaft und Augenmaß urbar zu machen.

Literatur:

- Etzler, John Adolphus (1844): Das Paradies, für Jedermann erreichbar, lediglich durch Kräfte der Natur und der einfachsten Maschinen. Allen Einsichtsvollen Männern gewidmet. Nach der zweiten englischen Ausgabe, Heerbrand und Thämel, Ulm (frei im Internet)
- Jonas, Hans (1979): Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation. Frankfurt am Main
- Saage, Richard (1999): Innenansichten Utopias. Wirkungen, Entwürfe und Chancen des utopischen Denkens. Berlin, Duncker & Humblot GmbH
- Schmidl, Johannes (2014): Energie und Utopie. Wien, Sonderzahl
- Schmidl, Johannes (2016): Bauplan für eine Insel. 500 Jahre Utopia. Wien, Sonderzahl
- Smil, Vaclav, (2010): Energy Transitions. History, Requirements, Prospects. Santa Barbara, California; Denver, Colorado; Oxford, England. Praeger



Zeitmaschine Freiheit, time machine landed

Foto: Conny Koresin

ten Versprechen sind aber auch einige der dystopischen Schreckensbilder, die Utopisten spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts ebenfalls gezeichnet haben, unserem Alltag bedenklich nahe gerückt. „Die weltweite technologische Fortschrittsdynamik birgt als solche einen impliziten Utopismus in sich, der Tendenz, wenn nicht dem Programm nach. ... Dies nötigt zu einer eingehenden Kritik des utopischen

Gewand einer Hippie-Nostalgie und Begrenzung der persönlichen Freiheit zum Ressourcenverbrauch, die aber offenbar akzeptabel erscheint, ergeben ein derart überzeugendes Bild, dass der US-amerikanische Journalist, der Ökotopia bereist, am Ende beschließt, für immer dort zu bleiben.

Wenn wir uns anschicken, utopische Lösun-

Thema

UTOPIA IN TIROL

Haimo Perkmann

Was wird aus unseren Utopien? Als der spätere Anführer der Tiroler Bauern, Michael Gaismair, noch in der Schule saß und Lesen und Schreiben lernte, geriet sein Vater, der Bergwerksunternehmer Jakob Gaismair, bereits wirtschaftlich unter Druck. Mächtige Handelshäuser und die Konkurrenz aus Amerika diktieren zunehmend die Preise. In jenen Jahren erreichte Thomas Morus' Utopie vom besten aller Staaten dank der Erfindung des Buchdrucks Venedig, Salzburg und Tirol.

Die Neuzeit kam spät, aber umso heftiger nach Tirol. Dem dramatischen gesellschaftlichen Umbruch und der Bauernrevolution im 16. Jahrhundert gingen wirtschaftliche, soziale und religiöse Brüche voraus. Die prästabilierte Harmonie der gesellschaftlichen Aggregatzustände geriet ins Wanken, der Merkantilismus wandelte sich agiler als die ererbten Herrschaftsstrukturen und überlieferten Moralvorstellungen. Markante Indizien dieser Entwicklung sind der beginnende Kolonialismus im Zuge der Entdeckung Amerikas 1492, der religiöse Bruch im Zuge der Reformation nach Luthers Thesenanschlag 1517 und die Erfindung des Buchdrucks, der im 16. Jh. allmählich in ganz Europa seine Wirkung entfaltete.

Feudalherrschaft und Merkantilismus – Utopie der Gerechtigkeit

Die Entdeckung Amerikas, mit Gold- und Silbervorkommen von unerhörtem Ausmaß und von Sklaven zutage gefördert, ließ die Tiroler

unterminierten das solide Gewerbe. Ein halbes Jahrhundert nach den Bauernkriegen wurde die Niederländische Ostindien-Kompanie zur ersten Aktiengesellschaft der Welt, Spekulationen auf Gold-, Silber- und Kupferminen erreichten ihren Höhepunkt.

Wirtschaftliche Krisen, Hunger, Hochwasser und die Folgen der Pest, aber auch die Venezianerkriege und die Akkumulation des Kapitals in wenigen Händen, die zu einer dominanten Preispolitik weniger Handelsimperien führten, trugen zur gärenden Stimmung im aufkommenden Bürgertum bei. Die geopolitische Neuordnung der Welt und des europäischen Kontinents führte zu einem permanenten Kriegszustand, der das Söldnerwesen hervorbrachte ("der Krieg ernährt den Krieg") und im 30-jährigen Krieg seinen Tiefpunkt erreichte.

Trotz veränderter Wirtschaftslage übten die Kirche und der Tiroler Adel weiterhin ihre unerschütterliche Herrschaft über die Erbgüter aus und waren nicht gewillt, auf die immer

schließlich zum Tiroler Bauernkrieg von 1525. Den Anlass dafür bot der 9. Mai 1525, der Tag, an dem Peter Pässler in Brixen zum Richtplatz geführt wurde. Auf dem Brixner Domplatz wurde er von aufgebrachten Bauern befreit. Das Signal war gegeben, der bischöfliche Sekretär Michael Gaismair kurz darauf zum Anführer der Bauern gewählt.

Die alte Ordnung einer jenseits gerichteten, überschaubaren Welt, die ein zukünftiges Sein, aber kein diesseitiges Werden kannte, war aus den Fugen geraten. Thomas Morus' phantastisches Werk „Vom besten Zustand des Staates und der neuen Insel Utopia“, 1516 auf Betreiben von Erasmus von Rotterdam in Leuven veröffentlicht, verbreitete sich dank Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks in ganz Europa. Ob es Michael Gaismair beeinflusst hat, ist ungewiss; jene Forderungen, die dem Idealstaat des englischen Gelehrten entsprechen, sind in jedem Fall Ausdruck des Zeitgeistes einer Welt im Umbruch.

Das neue bürgerliche Selbstverständnis

Die neue Zeit erreichte Tirol in zwei Phasen, deren erste eine Folge des wirtschaftlichen Aufschwungs war, während die zweite als Reaktion auf den Niedergang der angestammten Ordnung und Wirtschaftsstruktur betrachtet werden muss.

Der florierende Bergbau hatte im 15. Jh. zu einer Urbanisierung des Landes geführt. Das aufstrebende Bürgertum erlangte Zugang zu den neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen und machte Gebrauch davon. Davon zeugen nicht nur die Archive jener Zeit, sondern auch das Aufkommen bürgerlicher Protagonisten in Tirol wie Vigil Raber, dem Maler, Sammler und wohl ersten bürgerlichen Theaterverleger im deutschen Sprachraum. Zudem waren die Kultur- und Sprachgrenzen im südlichen Tirol damals fließend. Bozen, Brixen und Sterzing, Hall und Schwaz aber auch Meran und Glurns lagen auf wichtigen Handelsrouten und ihre Einwohner bedienten sich mehrerer Sprachen; zum Studieren begaben sich die Tiroler Bürgersöhne nach Padua.

Der Merkantilismus hatte mit den Freien Bürgern die Bühne der Politik betreten; deren Selbstverständnis radikalierte sich ebenso wie jenes der Bauern im Zuge der wirtschaftlichen Umschichtung im 16. Jh., und nicht zuletzt im Zuge des Landlibells von 1511, das die Bauern militärisch stärkte. Denn eine Folge des bürgerlich-bäuerlichen Selbstbewusstseins und der neuen Wirtschaftsordnung war die allgemeine Unzufriedenheit mit dem angestammten, auf reinem Erbrecht basierenden Feudalsystem. So wird der Tiroler Bauernkrieg unter Michael Gaismair mitunter als frühbürgerliche Revolution bezeichnet.

Die Utopie der Jerusalemer Urgemeinde

Die Niederlage der Bürger und Bauern konnte die Entwicklung der Neuzeit kurzfristig abbremsen, aber nicht dauerhaft aufhalten, denn nach dem verlorenen Bauernkrieg nahm die Reformation in Tirol in Form radikalreformatorischer christlicher Bewegungen Fahrt auf.

Die gegen den Feudalismus aufbegehrenden Handwerker, Bergleute und Bauern waren naturgemäß offen für religiös-reformatorische Ideen. Aus den Schriften der Chronisten geht hervor, dass sich nach der vibrierenden, weltlich-optimistischen Epoche des aufstrebenden Bürger- und Bauerntums ein diffus apokalyptisches Weltbild verbreitete. Die Schlacht war geschlagen, die Aufständischen



Zeitmaschine Freiheit, time machine landed

Foto: Conny Koresin

Bergwerke im 16. Jh. langsam unrentabel werden. Zudem führte die starke Zunahme der Wirtschaft, die grassierende Falschmünzerei und das Aufkommen von Papiergele und Wertpapieren zu einer zunehmenden Dezentralisierung des Münzregals und Bergregals, mithin zu einer neuen monetären und ökonomischen Weichenstellung für die Neuzeit, Spekulationen auf Silber- und Kupferminen

wiederkehrenden Forderungen von Bürgern und Bauern einzugehen. So kam es bereits 1520 zu einem ersten Aufstand bei Brixen unter dem Antholzer Peter Pässler, mit dem Ziel, erlittenes Unrecht wiedergutzumachen und das alte Recht der Allmende durchzusetzen; dabei kam es zur Belagerung der Burg Rodeneck. Der Vorwurf willkürlicher Machtausübung durch Adel und Klerus führte

hatten verloren. Man könnte auch sagen, die Renaissance wurde allmählich vom Barock abgelöst, das Diesseits wieder ins Jenseits verwiesen.

Teile der Bevölkerung begehrten nun nicht mehr gegen den Adel, sondern zusammen mit diesem gegen die allzu weltliche kirchliche Allmacht auf. So verbreitete sich im späten 16. Jh. die Reformation in Tirol. Zur jener Zeit verzeichneten auch die Täuferbewegungen, wie die Mennoniten, Melchioriten, oder die Zwickauer Propheten um Nikolaus

Der Mailänder Historiker Giorgio Polti arbeitet in seinem Werk „Gli statuti impossibili“ minutiös alle tendenziösen und ideologischen Blasen auf, die in das Wirken und Schreiben des Tiroler Sozialrevolutionärs hinein interpretiert wurden. Polti wirft die Frage auf, ob die überlieferte Landesordnung wirklich allein aus Gaismairs Feder stammt, denn seines Erachtens hat kein Forscher den Beweis dafür angetreten, und er unternimmt eine Neu-Editierung des Textes der Landesordnung, die er Restitution des Textes nennt. Fraglich erscheint ihm vor allem die Forderung nach ei-

Befestigung im Land niederbrochen werden und hinfür nimmer Stedt, sonder Dorfer sein, damit [kein] Unterscheid der Menschen, also daß einer höher oder besser weder der ander sein wölle, werde, daraus dann im ganzen Land Zerruttlichkeit, auch Hoffart und Aufruhr entstehn mag, sonder ein ganze Gleichheit im Land sei.

Sind die Ereignisse des 16. Jahrhunderts in Tirol, vom Landlibell Maximilians bis zur Landesordnung Gaismairs, Ergebnisse gesellschaftspolitischer Utopien oder Resultate ei-



Zeitmaschine Freiheit, time machine landed

Foto: Conny Koresin

Storch großen Zulauf. Sie verkündeten das nahende Gottesgericht oder errichteten eine chiliastische Theokratie wie das Täuferreich in Münster. Allein, der Untergang trat nicht ein. Wer keinen Hafen ansteuert, dem weht nie der rechte Wind, wie Zeitgenosse Michel de Montaigne sagte.

Gaismair traf nach seiner Flucht in die Schweiz den Reformator Huldrych Zwingli. Erst in dieser Zeit entwickelte er sich vom Reformer zu einem Denker, der zielgerichtet die Utopie eines egalitären, christlichen und demokratischen Knappen- und Bauernstaates konzipierte.

Die Wiedertäufer entfalteten ihre erfolgreiche Missionstätigkeit, indem sie politische Forderungen mit religiösen Prophezeiungen verbanden. Der Unmut ihrer Zeitgenossen äußerte sich in Tirol daher in zunehmender Begeisterung für die Anabaptisten unter Jakob Hutter und Jörg Cajacob. Die Idee einer Rückkehr zum wahren Christentum, zur Bibel und zur Jerusalemer Urgemeinde begeisterte viele enttäuschte Menschen.

Viceversa waren Luther, Melanchton oder auch Calvin wenig begeistert von den aufständischen Bauern und Bürgern. Die Führer der Reformation verurteilten, mit Ausnahme von Thomas Müntzer, die Unruhestifter und Wiedertäufer, riefen zur Ordnung – oder, wie Luther, dazu auf, die Bauern allesamt zu erschlagen und die Wiedertäufer zu verbrennen. Nach der Weinsberger Bluttat 1525 galten die politischen Anführer der Bauern, aber auch die Prediger als gefährlich. 1529 wurden anabaptistische Missionstätigkeiten und Taufen durch das sogenannte Wiedertäufermandat mit Einverständnis der protestantischen Reichsstände verboten und mit der Todesstrafe belegt.

Die Tiroler Landesordnung – Utopie einer neuen Welt

Keine Straße und keine Gasse trägt den Namen Peter Pässlers, kein Platz ist nach Michael Gaismair benannt, kein Denkmal erinnert an die Anführer des Tiroler Bauernkrieges 1525, deren Gedenken im Laufe des 20. Jahrhunderts von rechts und links ideologisch vereinnahmt und verzerrt und anschließend verdrängt wurde. Dabei ist die neue Tiroler Landesordnung von 1526 eines der bemerkenswertesten Dokumente der Geschichte Tirols.

ner Verstaatlichung der Bergwerke. Polti verortet den späten Gaismair vielmehr in der protestantischen Bewegung rund um Zwingli und betont seine religiös reformatorische Utopie einer neuen Welt.

In der Tat lassen sich einige Forderungen von Gaismairs Landesordnung als **religiös** reformatorische Utopie interpretieren, etwa die Forderung nach urchristlicher Gemeinschaft, nach Gleichheit vor dem Herrn, oder nach einer Kirchenausstattung ohne Bilder.

Andere Paragrafen können als **vorsozialistische** Utopien betrachtet werden, etwa die Forderung gegen Spekulation und Bereicherung auf Kosten der Allgemeinheit, die Forderung einer allgemeinen Schulpflicht und einer Rente für all jene, die nicht mehr arbeiten können. Mit dem Satz: „Es sollen auch die Armen nit allein mit Essen und Trinken, sonder mit Kleidung und aller Notdurft versehen werden... [damit] » niemand von Haus zu Haus [muss] betteln gehn“ blickt Gaismair weit in die Zukunft. Sein pragmatischer Blick erspäht hier eine neue Staatsräson, die soziale Versorgungsaufgabe des Staates, wie sie heute teils in Kraft ist, die damals jedoch keinem Fürsten je in den Sinn gekommen wäre. Er beschreibt des weiteren, dass viele Habenichtse wohl arbeiten würden:... Lotterei, viel unnutz Volk, das wohl arbeiten mag. In diesem Punkt kommt er Thomas Morus' Utopie wohl am nächsten.

Wiederum andere Punkte scheinen eher **frühkapitalistisch** motiviert, etwa in Bezug auf Zölle und Zinsen. Echte Münzen müssten vor Fälschung geschützt werden, Zins dürfe nicht Wucher sein. Auch fordert Gaismair im Gegensatz zu vielen Anabaptisten, oder auch zu Hans Beheim, Thomas Müntzer oder Nikolaus Storch in Wittenberg, nicht die Enteignung der Reichen, sondern die Ächtung derjenigen, die Armut herbeiführen.

Nicht zuletzt erinnern einige Forderungen an die **anarchistischen** Ideale des 19. und 20. Jahrhunderts, etwa die Forderung nach Gleichheit und totaler Abrüstung, nach einem Abriss aller Befestigungsanlagen und Ringmauern und einer damit einhergehenden Rückführung der Städte in Dorfgemeinschaften:

Zum funften sollen alle Ringmauren an den Stedten, dergleichen alle Geschlösser und

ner pragmatischen politischen Entwicklung? Ohne das Landlibell hätte die Tiroler Bauernschaft keine solche Wehrhaftigkeit und militärische Stärke erreicht. Nach der Niederlage bei Radstadt kam es in Teilen Tirols zu Massenhinrichtungen durch bezahlte Landsknechte, vor allem im Tridentinischen, das noch kein Schützenwesen oder bäuerliches Heer zur Landesverteidigung besaß. Die Landsknechte von Frundsbergs waren es auch, die zwei Jahre später Rom plünderten und brandschatzten.

Jeder Zeit ihre Utopie

Die Forderungen Gaismairs und seiner Zeitgenossen scheinen aus heutiger Perspektive voller Weitblick, seinen Zeitgenossen aber mussten sie utopisch und dennoch realisierbar erscheinen.

Andere Utopien für Auserwählte wurden realisiert und sind in Lähmung erstarrt. Darin liegt die Aporie der Utopie. Sowohl Thomas Morus als auch Erasmus von Rotterdam bleiben katholisch, letzterer stellt sich in seiner Verteidigung der Willensfreiheit (de libero arbitrio) explizit gegen Luthers Thesen. Luther wiederum wendet sich gegen die aufständischen Bauern und Wiedertäufer. Doch verläuft die Stringenz der jeweiligen Utopie aus heutiger Sicht in geradezu umgekehrter Richtung. Utopien für Auserwählte, die sich festigen, verfestigen sich. Um nicht zu „verwässern“, müssen sie „rein“ bleiben.

Diese völlige Erstarrung lässt sich gut bei den Hutterern nachvollziehen. War Jakob Hutter im 16. Jh. noch ein religiös motivierter Sozialrevolutionär mit Weitblick, so leben die Hutterer heute ein anachronistisches, nach außen hin abgeschottetes Leben. Die Uhr ist im 16. Jh. stehengeblieben – obgleich die Vorteile und Annehmlichkeiten unserer Zeit (Medizinische Versorgung, Motorisierung etc.) durch die Hintertür empfangen werden. Die Außenwelt wird als Hölle beschrieben, die Hutterischen Brüderhöfe hingegen als Archen des Guten – mit all den Widersprüchen, die ein solches Weltbild mit sich bringt. Es scheint als würden Utopien, die sich nicht als permanente Evolution und für alle begreifen, sondern als in sich geschlossene Systeme für Auserwählte konzipiert sind, zwangsläufig in einer Endlos-schleife ohne Entwicklung erstarrn.

Thema

Nancy Chapple

Paradise Now! Zur Geschichte des Amerikanischen Utopismus

Paradise Now: The Story of American Utopianism von Chris Jennings ist 2016 in den Buchhandel gekommen. Der Autor geht dem Phänomen des amerikanischen Utopismus nach und ergründet, warum so viele freiwillige utopische Communities im 19. Jahrhundert in den dünn besiedelten Gegenden der östlichen Hälfte der – noch ziemlich unentwickelten – Vereinigten Staaten entstanden. Warum gerade dort und gerade zu jener Zeit?

Bei Jennings erfahren wir, dass sich um 1800 herum ein Gefühl breitmacht, dass alles sich dem Ende zuneigt. Zudem nahm man damals die Vereinigten Staaten, die „Neue Welt“, als noch unbeschriebenes Blatt und somit als geeigneten Ort für einen Neubeginn wahr. Jennings untersucht in seinem Werk fünf utopische Communities, die sich zwar unterschieden, aber dennoch aufeinander aufbauten. Alle glaubten, dass Männer und Frauen mehr oder weniger ebenbürtig seien, der finanzielle Wettbewerb eine zerstörerische Kraft sei, und materielle Gleichberechtigung die Voraussetzung für eine gerechte Gesellschaft sei. Sie wollten die globale Revolution katalysieren, indem sie funktionierende Prototypen der idealen Gesellschaft bauten.

Bei den Shakers, einer kleinen Gruppe, die 1774 von Ann Lee von Manchester in England nach New York geführt wurde, betete man ständig, aber ohne Liturgie. Spontaneität war das Kennzeichen spiritueller Authentizität. Aus der Apostelgeschichte leiteten sowohl die Shakers als auch spätere Gruppierungen ein eindeutiges Mandat für die Gestaltung einer Christengemeinde ab:

Alle aber, die gläubig waren geworden, waren beieinander und hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nach dem jedermann not war.

Unaufhaltsam fegten sie ihre selbst errichteten Dörfer mit Besen; Besucher bewunderten immer wieder die Sauberkeit, aber auch die Ordnung und Symmetrie ihrer Anlagen. Sie bemühten sich, den Impuls zu unterdrücken, indem sie den Tag mit kleinen Verboten versahen. Die am weitreichendste Entscheidung für die Gruppe: Nach dem Vorbild Ann Lees erlegten sie sich ein Zölibat auf. Obwohl die Shakers eine Zeitlang starken Zulauf von Suchenden verzeichneten, starben sie buchstäblich aus.

Robert Owen, Selfmademan und Philanthrop,

wanderte 1824 aus Wales in die USA aus, mit der Absicht, ein Dorf in Indiana zu kaufen, wo er eine perfekte Community, die sogenannte Neue Moralische Welt, errichten wollte. Das erste Dorf sollte sich als Prototyp dann schnell und endlos vervielfältigen, in der Annahme, dass immer mehr Menschen die alte, irrationale Ordnung kippen wollen. Beinahe jeder, der auftauchte, durfte Mitglied werden – mit Ausnahme von Afroamerikanern. In solchen Gemeinschaften träumte man den kollektiven Traum einer von Menschen geschaffenen Utopie. Es kamen Stadtbewohner, Intellektuelle und ungelernte Arbeiter, aber leider kaum handwerklich und technisch begabte Fachkräfte. Immer wieder musste Owen, ein reicher Mann, Eigenmittel für das Projekt aufwenden, dennoch zerrten die „Zentrifugalkräfte von Individualismus und Wettbewerb“ die Community schließlich auseinander.

Jennings Anmerkungen haben oft den verschmitzten Ton eines belesenen, aber weltoffenen Professors, der unter seinen Studenten gerne aufreizendes Hintergrundwissen zwischen seine vertiefende Analyse streut. Ein typisches Beispiel aus New Harmony: deren örtliche Zeitung verwendete eine Zeitlang „Erstes Jahr der geistigen Unabhängigkeit“¹⁾ als Spitzmarke.

Der französische Büroangestellte Charles Fourier begann im Jahr 1808, seine Philosophie von allem²⁾ zu veröffentlichen. In den Jahrzehnten danach folgten sechs weitere umfangreiche Bände, die sein System, welches u.a. zwölf Leidenschaften und 32 „auf-

Stellen in den Büchern und machten sich darüber lustig.

Ann Lee von den Shakers hatte Fleischeslust aus der Welt schaffen, Robert Owen die Einzelnen durch Früherziehung und Umwelteinwirkungen verbessern wollen. Aber Fourier träumte davon, gesellschaftliche Institutionen zu schaffen, die an die Unterschiedlichkeit der menschlichen Eigenarten angepasst wären. 1842 versuchte Brisbane einen Prototyp der Fourierschen Utopie zu bauen, um eine Welle der Nachahmung loszutreten. Zehn Phalanxe werden gegründet, aber kurz nachdem Brisbane nach Frankreich zurückkehrte, um sich weitere Studien zu unterziehen, fallen die Communities wieder auseinander.

Obwohl manche ihn viele für verrückt hielten, strebten Fouriers amerikanische Anhänger nach Gerechtigkeit für Frauen, öffentlicher Bildung, fairen Gehältern, Arbeitergenossenschaften, kollektiver Landwirtschaft und ein wenig sexueller Befreiung.

Vor dem 18. und 19. Jahrhundert war die in den literarischen Darstellungen von Utopien beschriebene perfekte Gesellschaft immer weit weg, ein El Dorado im Dschungel oder eine Shangri La auf einem Fels. Hier bei Owens und Fourier waren die Utopien nicht Orte sondern Zeiten, nahende Epochen von Frieden, Gleichheit und Fülle.

Bei der Beschreibung des vierten utopischen Versuchs, Ikarien, im Jahr 1848, erwähnt Jennings zum ersten Mal Thomas Mores Utopia (1510): Étienne Cabet las Morus' Werk während seines Exils in England im Britischen Museum und gründete darauf seinen eigenen utopischen Roman *Voyage en Icarie* darauf. Jennings beschreibt es als eine „Plackerei – humorlos, voller Klischees und sehr lang.“ – dennoch inspirierte Cabets Buch die Gründung von ikarischen Vereinen unter ausgebildeten städtischen Handwerkern. 1855 ziehen 500 Menschen, hauptsächlich Franzosen, aber auch andere Europäer, nach Nauvoo, Illinois, in eine von den vertriebenen Mormonen verlassene Stadt. Vor dem Einzug in Nauvoo kannten Cabets Anhänger ihn nur durch „seinen Roman, seine Leitartikel und seinen furchtlosen Widerstand gegen die Krone“. Vor Ort hat er sein Prestige jedoch eingebüßt, er war fehlbar. Der Autor ist dennoch ob der Zeitspanne beeindruckt: An sieben verschiedenen Orten in Texas, Illinois und New York versuchten die Ikarier über ein halbes Jahrhundert hinweg immer wieder, neue Gemeinschaften zu gründen. Allerdings kam es immer wieder zu bitteren inneren Spaltungen auf der Suche nach dem einzigen richtigen Weg.

Die fünfte utopische Neugründung, die „Perfektionisten“ der Oneida Community rund um John Humphrey Noyes, ist wohl die erstaunlichste. Als Noyes auf der Harvard University 1834 Theologie studierte, erlebte er einen Augenblick der spirituellen Vollkommenheit, und hat sich ab dem Zeitpunkt selbst als göttliches Instrument erlebt. Es war seine Idee, eine Utopie zu bauen, einen zukunftsprächtigen Prototypen des kommenden Paradieses. Er gründete eine Gemeinschaft in Putney, Vermont, und es kamen Leute, die auf seiner „Kommune“ leben wollten.



Zeitmaschine Freiheit, time machine landed

Foto: Conny Koresin

steigende und absteigende“ Epochen der Menschheitsgeschichte enthielt, ausarbeiten. Ein junger reicher Mann aus New York, Albert Brisbane, studierte zwei Jahre lang mit Fourier in Paris und segelte dann nach Hause, um Fouriers Ideen zu verbreiten. In seiner Übersetzung ließ er zwar die schrulligeren Ideen – wie die supertonischen Orgien – weg, dennoch fanden die Journalisten besagte



Zeitmaschine Freiheit, time machine landed

Foto: Conny Koresin

Fast alle Utopisten des neunzehnten Jahrhunderts glaubten, dass die enge Pflichttreue der Institution Ehe und der biologischen Familie ein Gräuel waren. In Oneida führte Noyes etwa um 1846 zwei sexuelle Neuheiten ein: die „komplexe Ehe“ – zwei Paare, die ihre Ehen in eine verschmelzen (er hatte sich in die Ehefrau eines befreundeten Paars verguckt); und „männliche Kontinenz“, die zu Sex zum reinen Vergnügen aufrief. Diese neue Betonung auf sexuelle Freuden breitete sich rasch unter Noyes Anhängern aus und die Perfectionist-Ehefrauen ermöglichen wie gewünscht „befriedigende Orgasmen“.

Die Frauen der Community befreiten sich von der „Tyrannei der Miederware, enganliegenden Schuhen und Haar bis zur Taille“. Die Presse im Jahr 1852 war schockiert sowohl über die komplexe Ehe als auch über die freie Aufmachung der Frauen.

Jahrelang sah Noyes es als seine Pflicht an, junge Frauen der Community in den Sex einzuführen. Nach Jennings muss Noyes' Vielweibe-

rei allerdings nicht als der eigentliche, geheime Kern der Oneida-Geschichte betrachtet werden, da z.B. auch ältere Frauen die Aufgabe hatten, männliche Teenager einzubauen – männliche Kontinenz will gelernt werden. Zudem drehte sich lange nicht alles um Sex. Die Mitglieder wurden ermuntert, sich beständig weiterzubilden und sich mit Literatur, Algebra, Geometrie zu befassen. Es gab eine große Bibliothek und abendliche Versammlungen, wo neue Unternehmungen diskutiert wurden. Eine Komponente ihres jahrzehntelangen Erfolgs bestand darin, dass Noyes kein abgeschlossenes, in sich schlüssiges und unveränderliches System errichtete, sondern eines, das durchaus Anpassungsfähigkeit bewies.

Die Vorstellungen von idealen Bürgern variierten in diesen idealisierten Gesellschaften

stark: bei den Shakers waren sie Engel der Zurückhaltung und Transzendenz; Owen und Cabet wollten ihre Utopien mit vernünftig denkenden, heiteren Menschen besetzen. Fouriers New Harmony sollte von impulsiven, epikureischen und geselligen Menschen bewohnt sein. In Oneida war die Vervollkommenung des Einzelnen unzertrennlich mit der Perfektionierung der Gesellschaft insgesamt verbunden.

The utopians were driven together by a moral refusal to accept the world as they found it. They believed that human association could offer far more than what they experienced in the villages and cities where they lived. They demanded more fellowship, more pleasure, more learning, more time, more dignity, and more equality.

1) „The First Year of Mental Independence“

2) Erwähnenswert sind anbei die Schriften: Théorie de l'unité universelle, oder auch Théorie des quatre mouvements et des destinées générales

12 Artikel - 12 Aktionen

Fragen von Hannes Egger an Regina Gropper und Ronja Hartmann, Projektleiterinnen von „Zeitmaschine Freiheit“

KE: Wer sind die Träger von „Zeitmaschine Freiheit“ und worum geht es?

Regina Gropper: Gefördert wird die „Zeitmaschine Freiheit“ im Fonds Stadtgefährten von der Kulturstiftung des Bundes (90% und der Stadt Memmingen 10%). Angegliedert ist sie an das Stadtmuseum Memmingen. Das partizipative Projekt sucht, wie alle „Stadtgefährten Projekte“ neue Partner für das Museum, um gemeinsam das Stadtmuseum in die Stadt zu tragen und so sichtbar zu machen. Mit zwölf Akteuren aus Memmingen und der Region – darunter die Kolping-Akademie, das Netzwerk für Frauen, die Unterallgäuer Werkstätten oder das Landestheater Schwaben – sollen zwölf Aktionen, an zwölf Orten im Stadtraum und im Museum realisiert werden. Wir bauen zusammen mit minderjährigen unbegleiteten Geflüchteten

städtischen Leben aus heutiger Sicht bedeuten, erkundet das Projekt ausgehend von den Memminger „Zwölf Artikeln“. Vor diesem historischen Hintergrund fragt das Projekt danach, welche Rolle zum Beispiel Glaubensfreiheit, Freiheit in der Stadtgestaltung und Freiheit in der Fremde in unseren heterogenen Stadtgesellschaften spielt und wie sie verwirklicht wird.

KE: Warum gerade in Memmingen?

Regina Gropper: Weil Memmingen seit 2005 den Freiheitspreis verleiht. Memmingen ist durch die Zwölf Memminger Bauernartikel von 1525, eine Stadt die Freiheitsgeschichte geschrieben hat.

KE: Was sind die Zwölf Bauernartikel? Wann und von wem wurden sie niedergeschrieben?

bende Versammlung auf deutschem Boden. Der bibelkundige Kürschnergeselle Sebastian Lotzer, geboren 1490 in der Nähe von Sigmaringen und der Prediger Christoph Schappeler (ein Freund von Ulrich Zwingli) gelten, zusammen mit der Christlichen Vereinigung, als die Hauptverfasser der „Zwölf Artikel“. Diese waren von Theologie geprägt und auch von der absoluten Gültigkeit des Evangeliums ist die Rede. Der am 22. Mai eröffnete „Freiheitsweg“, führt auch an den Häusern von Sebastian Lotzer und Christoph Schappeler vorbei.

KE: „He, Fräulein“ ist eine Ausstellung die bereits realisiert wurde. Wieso ist es für euch wichtig sich mit Frauengeschichte zu beschäftigen?

Regina Gropper: Memmingen hat eine besondere Frauengeschichte. Von September 1988 bis Mai 1989 fanden die sogenannten Memminger Hexenprozesse statt. Der Arzt Horst Theissen war wegen des Verdachtes des illegalen Schwangerschaftsabbruches in mehreren Fällen angeklagt. Es folgte eine politische und gesellschaftliche Debatte die weit über Memmingen hinausging. Zu den Demonstrationen kamen Frauen und Männer aus ganz Deutschland. Parolen wie „Mein Bauch gehört mir!“ kommen aus dieser Zeit. In Memmingen wurde diese Geschichte bisher aber noch nicht dargestellt und es wurden weder im Stadtmuseum noch im Stadtarchiv Relikte dieser Zeit gesammelt. Über unsere Ausstellung „He, Fräulein!“ wurden diese und andere Themen der „Befreiung der Frau“ neu zur Debatte gestellt. Der Erfolg der Ausstellung hat uns selbst überwältigt – wir rechneten weder mit so vielen Besuchern noch mit so vielen Geschichten, die wir während der Ausstellung sammeln durften. Das Frauenthema wird sicherlich fortgeführt.

KE: In der Kunsthalle MEWO hat Kurator Axel Lapp mit der Ausstellung „Freiheit, die ich meine ...“ politisch Stellung bezogen. Worum ging es in der Schau und was waren die Kunstwerke, die dir besonders in Erinnerung geblieben sind?

Regina Gropper: Herr Dr. Lapp stellte die Frage nach der Freiheit in der Kunst. WAS BEDEUTET FREIHEIT HEUTE FÜR KÜNSTLERINNEN UND KÜNSTLER? Die eingereichten Arbeiten der beteiligten Künstler, darunter Wolfgang Tillmanns und Libia Castro & Ólafur Ólafsson waren vielschichtig. Manche waren offensichtlich politisch, andere beziehen sich auf die Freiheiten des künstlerischen Arbeits. Deshalb ist es gar nicht so einfach diese Frage zu beantworten. Für das Projekt war sicherlich die Arbeit „12 Artikel“ von Stephan A. Schmidt aus Kempten am bedeutendsten. Er ließ die Memminger Bauernartikel ins arabische Übersetzen und zeichnete diese in arabischer Schrift auf zwölf Tafeln. Im Laufe des Projekts wurden diese auch auf Poster gedruckt und im Stadtraum auf Litfaßsäulen verteilt.

KE: In Memmingen landet gerade eine Zeitmaschine. Damit soll ein künstlerisches Begegnungsexperiment zwischen Zukunfts- und Vergangenheits-Matrix entstehen. Wer landet da und was wird geschehen?

Ronja Hartmann: Stadtmuseen sind ja immer auch Zeitmaschinen, denn sie transportieren zum einen Gegenstände und Geschichten aus lang vergangenen Zeiten in unsere Gegen-



Alone, the fall did not come.

Foto: Carsten Eisfeld / MEWO Kunsthalle

ten (von unserem Hauptpartner der Kolping Akademie Memmingen) einen „Zeitmaschine“ die an verschiedenen Plätzen im Stadtraum auftaucht und als Aktionsfläche und Ausstellungsräum dient. Zusätzlich bespielen wir Leerstände mit Ausstellungen und gestalten Stadtrundgänge bei denen wir Inhalte des Stadtmuseums für alle zugänglich machen. Das übergeordnete Thema, das wir behandeln ist die Freiheit. Was Freiheiten im

Regina Gropper: Entstanden sind sie wahrscheinlich in den ersten Februarwochen 1525 in Memmingen. Die Zwölf Artikel gehören zu den Forderungen, die die Bauern im deutschen Bauernkrieg 1525 in Memmingen gegenüber dem Schwäbischen Bund erhoben. Sie gelten als die erste Niederschrift von Menschen- und Freiheitsrechten in Europa, und die zu den Zwölf Artikeln führenden Versammlungen gelten als erste verfassungsge-

wart. Zum anderen erlauben sie den Besuchern auch, sich in die Vergangenheit hineinzuversetzen. Genau das möchten wir auch mit unserer Zeitmaschine erreichen. Sie erweitert das Stadtmuseum in den Stadtraum und wird zum Beispiel in den kommenden Projekten als erweiterter Ausstellungsraum genutzt. Das erhöht die Sichtbarkeit des Stadtmuseums in der Stadt und macht seine Inhalte anderen Menschen zugänglicher als es der klassische Museumsrahmen leisten kann. Außerdem kann die Zeitmaschine Besucher dabei unterstützen sich in andere Zeiten zu versetzen, ihren Blickwinkel zu verändern und daraus Schlüsse für die aktuellen Themen der Stadt zu ziehen. Auf der aktuell ersten Station der Zeitmaschine arbeiten wir künstlerisch mit der Zeitreise als Sehnsuchtsmotiv und dem Wunsch, sich dem Strom der Zeit zu entziehen.

Regina Gropper: Mit der Zeitmaschine, die gerade im „Stadtpark Neue Welt“ gelandet ist, kann auch direkt Kontakt aufgenommen werden. Sie bekommt eine Telefonnummer. In ihr wird ein Sockel platziert auf dem Exponat aus dem Museum erscheinen und wieder verschwinden. Über Whatsapp wird dies dokumentiert und die Besucher können eigene Gegenstände mitbringen und auf einem Sockel in der Zeitmaschine platzieren fotografieren einen Text dazu schreiben und an die Zeitmaschine schicken. Außerdem wird in „der Neuen Welt“ weiter mit Geflüchteten an der Ausstellung für die nächste Landung gearbeitet. Diese wird Bilder der Geflüchteten in Spiegeln zeigen. Wir planen die Flucht von gestern der von heute entgegenzustellen.

KE: Das Landestheater Schwaben macht utopischen Spaziergänge. Wo führt der Weg hin?

Ronja Hartmann: Der Ausgangsgedanke war, das Freiheit immer auch eine Utopie ist. Viele Utopien entstehen ja aus dem Wunsch durch Ordnung Freiheit zu erreichen. Wobei meist nicht alles so läuft wie geplant. Das Thema des veränderten Blickwinkels, das Spiel mit Erwartungen, Hoffnungen und Irritationen sind daher auch wichtige Momente bei den theatralen Spaziergängen Schöne Neue Welt! Konkreter möchte ich das nicht ausführen, denn natürlich lebt ein solches Format auch von der Überraschung.

KE: Macht ihr auch etwas zu Martin Luther?

Regina Gropper: Da das Stadtmuseum schon vor unserem Projekt die Ausstellung „Auf den Spuren von Martin Luther“ (30.04. – 09.07.2017) geplant hat werden wir das Thema Glauben erst 2018 behandeln. Die Ausstellung zur Glaubensfreiheit wird sich sicherlich auch mit der Reformation beschäftigen. Für Memmingen war Ulrich Zwingli aber bedeutender als Luther. Christoph Schappeler der unmittelbar an den 12 Artikeln beteiligt war, war ein Freund von Zwingli der ihn auch in die Schweiz zurückholen wollte.

KE: Wie wird sich das Projekt „Zeitmaschine Freiheit“ weiterentwickeln? Worauf können wir noch gespannt sein?

Regina Gropper: Die Reaktionen auf die 12 Aktionen werden von uns stetig ausgewer-

tet und besprochen. Daran lesen wir auch ab was Memminger von ihrem Stadtmuseum erwarten. Das können wir nicht außer Acht lassen. Momentan stecken wir mitten in verschiedenen Vorbereitungen. Die Zeitmaschine ist gerade gelandet, der Freiheitsweg eröffnet. Es folgen weitere barrierefreie Stadtführungen. Das Projekt wächst konstant. Am 15. Juli sind die utopischen Spaziergänge des Theaters und am 16. Juli werden wir die Ausstellung „Ankommen in der neuen Heimat“ eröffnen. Diese bekommt schon am 28. Juli eine Erweiterung... Der historische Verein hat während der Vorbereitungen von unserem Vorhaben, die Vertreibung in einer Ausstellung darzustellen, erfahren und wollte sich sofort anschliessen. Nun werden wir an die ersten Vertriebenensiedlungen Memmingens zurückkehren und dort einen Rundweg und die Zeitmaschine hinbringen. Das Projekt wächst also konstant und oft auch unerwartet weiter an. Das Architekturforum allgäu arbeitet an seiner Ausstellung die im September eröffnet werden soll. Einen festen Termin haben wir noch nicht. Auch die Kunsthalle plant eine Fortsetzung der „Freiheit die ich meine...“. Es folgt 2018 noch die Ausstellung „die Gedanken sind frei“ zum Thema Glauben in Memmingen. Wir werden größer und lassen die Freiheit zum Wachsen auch den Partnern. Dies ist ja auch ein Wunsch der Kulturstiftung wir sind ein freies Projekt. Die Zahl der Partner ist übrigens auch im Projektverlauf inzwischen auf 16 angestiegen. Im Mai 2018 kommt dann die Abschlussausstellung und im Juni 2018 läuft dann die Projektförderung aus.

Jan Decker

Der unerhörte Flugapparat

1

Nicht mehr standen die Menschen vor den Sehnsuchtstrichtern, aus denen ihnen ihre Träume und Wünsche entgegen geklungen waren. Auch nicht warteten sie in Schlangen an den Schaltern der Schlafapotheken, die Schlummermittel für ihre selig erkaufte Ruhe erwartend. Sie waren in jenem tiefen und seltsamen Stadium des ruhenden Wachens begriffen, in dem nichts und niemand sie mehr störte. Sie blieben stehen, sobald sich der natürliche Schlaf ereignete. Auf den Bürgersteigen, vor den Aushängen der Schlafapotheken, standen sie wie eine stumme Prozession, die zum Halten gekommen war. Und es wurden immer mehr, sodass die Stadt allmählich verwaist war, sich die Aufzüge unentwegt öffneten und schlossen, und zuweilen die Haltung zweier Liebender dicht vor dem Kuss zu betrachten war. Man hörte die Geräusche nun wie von einem Gott erdacht, den prasselnden Regenguss, die vom Wind aufgewehten Körner der Futterfabrik, das Schaben einer Plastikfolie. Doch vertrieb die Menschen nichts aus ihrer schlafenden Geschäftigkeit, die sie allesamt mit offenen Augen genossen. Sie hatten die lauernde Haltung des Jägers.

2

Sie hatten wieder zu Bewegung gefunden, standen wie Kinder vor den Sehnsuchtstrich-

tern, die ihnen von einer alten Zeit kündeten. Doch bald stieben sie, von einem Ekel geschrüttelt, auseinander, sobald sich ein Dritter ihrem Gespräch näherte. Zu zweit im Gespräch merkten sie den leichten Schnupfen nicht, der sie nach ihrer ersten Bewegung gepackt hatte. Sie fiel erst einem Einzelnen auf, der zwei Freunde im Vorbeigehen erkante, und sich ihnen nähern wollte. Dann war kein Halten mehr. Die Freunde machten sich grußlos auf den Weg, sie hielten sich sogar die Hand vor den Mund, wie um eine heftige Übelkeit abzuschütteln. Zurück blieb jener Dritte, der anfangs resignierte, dann aber selbst ins Jagen und Nachrennen geriet. Längst hatte man in den oberen Ministerien von dem seltsamen Schrumpfen der Dreisamkeit Kenntnis genommen. Auch die Sitzungen der Parlamente waren gefährdet, man holte deshalb zum Gegenschlag aus. Es wurden Gesprächsinseln aus Brettern und Schrauben geschaffen, allmählich zusammengerückt, sodass sich eine Art große Flüsterpost ergab. Die Kinos spielten im Endlosbetrieb für zwei Personen.

3

Weil die Sehnsuchtstrichter verstummt waren, auch die Zerstreunen der Kinos verblassten, richteten die Menschen sich Tiere ab, um aus ihrer Zweisamkeit auszutreten. Einer

führte eine Schlange mit sich, die für ihn dachte und sprach. Das Tier machte Schule, und die richtige Methode war bald in den Schlafapothen bekannt. Man hielt sich die Tiere zu solch höheren sozialen Zwecken und kam darauf, dass die Spezies austauschbar war. Wenn sich auf der Straße nun Schweine und Falken, Tauben und Hunde begegneten, plapperten sie vergnügt miteinander über das vergessene Leben ihrer Halter. Das machte ihr Hauptgeschäft aus, die Menschen hielten sich dabei respektvoll im Hintergrund, sie ließen sie sprechen, und hörten neugierig zu. Manchmal erstreckten sich die Sätze der Tiere auf die Zukunft, und keiner mochte dann glauben, dass aus den Sehnsuchtstrichtern ähnliche Worte erklungen waren. Die aufgerissenen Münder der Parlamentarier, wenn die Tiere für sie in die Debatten stiegen, das unablässige Nicken der sprechenden Partei. Verstummt rang man um den Sieg.

4

Zwei gewitzte Zwillinge hatten der Tierplage widerstanden, indem sie sich immerfort an den anderen gewandt hatten, und so den Faden ihres Gesprächs aufrecht hielten. Sie waren sich selbst genug, und das machte sie in den Augen der Tierhalter verdächtig. Auch hatten sie sich keiner der Mittel aus den Schlafapothen bedient, um über diese an

Thema

ihr vergessenes Leben zu gelangen. Sie bildeten eine kleine sprechende Bastion, die einzige unter den Menschen, und deshalb konnten sie nicht bleiben. In den oberen Ministerien fasste man den Entschluss, die Zwillinge zu erhängen. Die Parlamente segneten alles rasch ab, und so brachte ihnen eine Giraffenherde die letzten Baumaterialien. Aus Brettern und Schrauben durften sich die Zwillinge jenen Flugapparat bauen, von dem sie zeit ihres Lebens geträumt hatten. Sie brachten ihn auf die Spitze des Trümmerbergs, wo sie einstiegen und abhoben, zu ihren Füßen die stumme Versammlung der Menschen.

die oberen Ministerien, als die Überreste des unerhörten Flugapparats zu zerstören.

6

In die eintretende Ruhe fiel nun das Gesetz der Sprachänderung. Man wollte die „Gemeinschaft vom Schiff“ und die Sehnsuchtstrichter endgültig zerschlagen, so der Plan der oberen Ministerien, und damit eine neue Zeit beginnen lassen. Darum schloss man die Schlafapotheke, und betonierte die Ausgänge der Sehnsuchtstrichter zu, die meistens mit Tierkadavern verstopft waren. Anschlie-

wechselt sein würden. Der Schlaf gelang den Menschen nun besser als in jenen Jahren, da die Tiere für sie gedacht und gesprochen hatten. Die Zahl der Eingaben an die oberen Ministerien sank erheblich. Schon wusste keiner mehr, wie ein Schiff beschaffen war, und ob es einst zum Fliegen gedient hatte. Es kannte aber jeder den schwarzen Mann und die Kindsmörderin, jene Geschöpfe aus dem Zwischenreich, die sich in die Köpfe und Herzen gesenkt hatten. Damit sie nicht in die Welt treten würden, legte man am Trümmerberg Opfergaben für sie nieder. Es waren die Bretter und Schrauben der Gesprächsinseln,



Zeitmaschine Freiheit, time machine landed

Foto: Conny Koresin

Nach wenigen Metern gingen sie nieder, genau dort, wo der Richterstrang für sie gespannt war. Ein Trupp Affen musste mühsam die Umklammerung ihrer Hände lösen, bevor sie fielen. Den unerhörten Flugapparat ließ man an Ort und Stelle stehen.

5

Nun kam in den oberen Ministerien der Wunsch nach einer gewissen Selbstständigkeit auf. Die Zwillinge hatten einen Keil zwischen die Vorstellungen und die Worte getrieben, worauf man sich der sprechenden Tiere entledigen wollte. Das geschah nicht ohne Wutgeschrei, und die ersten Menschen fanden wieder zu ihrer Sprache. Sie bildeten Haufen, die sich am Fuß des Trümmerbergs versammelten, und die den unerhörten Flugapparat als gekentertes Schiff sahen, mit dem sie einst gestrandet waren. Nicht nur diese Legende wurde in der tierlosen Zeit gestrickt, sondern auch jene von den zwei Altern. Jeder hatte eines vor dem Schiffbruch und eines danach, sodass einer 27 und 65 sein konnte, ein anderer 41 und zwölf. Es waren erdachte Alter, die aus ihren Wünschen kamen. Man verständigte sich beflissen über sie, und auf den Mienen der Menschen schien der Tod überwunden zu sein. Man erzählte sich auch von der Derbheit der Tiere. Die erhängten Zwillinge wurden als das letzte Glied einer Dreiheit gesehen, aus der alle Menschen stammten. Gegen den Schiffs-glauben war nichts anderes zu tun, erkannten

ßend flutete man die Sprache, und erließ, diese habe sich alle zehn Jahre zu ändern. So beauftragten die Parlamente eine Expertengruppe, immer ein Dutzend erfundene Sprachen auf Vorrat zu halten. Auch zählte man die Zeit nach dem Verbleib in der alten Sprache. Wenn einer über die erhängten Zwillingen sprach, konnte es passieren, dass er über Nacht in einem der letzten Sehnsuchtstrichter verschwand, den man dann zubetonierte und mit pechschwarzer Farbe bestrich.

7

Wenn man jetzt etwas Neues erleben wollte, sagte man: „Warte noch sieben Jahre, dann kommt die neue Sprache.“ Es war gewiss, dass danach nur die gekritzten Zeichnungen auf den Wänden und Schildern von ihr bleiben würden, während alle Beschriftungen ausge-

die man für einstige Wohnstätten der Geschöpfe hielt, da die oberen Ministerien ihre praktische Verwendung verleugneten.

8

Bevor die Zeitschatten endgültig in die Welt traten, gab es einen letzten Versuch der oberen Ministerien, die Dinge zu regeln. Die Sprache hatte zweimal gewechselt, aber der schwarze Mann, die Kindsmörderin und das gestrandete Schiff tauchten in jeder neuen Sprache auf, was in den Parlamenten tunlichst verschwiegen wurde. Die Worte für sie waren so variantenreich, dass man im Keller der oberen Ministerien dauernd damit beschäftigt war, sie in großen Folianten zu sammeln. So entstand ein administratives Gedächtnis, das im öffentlichen Leben störte. Man trug also den Trümmerberg ab, und schüttete ihn in die Baugruben der Schlafapotheke. Dort errichtete man Stuben für die Namensänderung, die nun als verschärfende Stufe hinzutrat. Alle fünf Jahre erfuhr man aus großen Registern, welchen Namen man fortan tragen würde. So klagten vor allem die Künstler, dass ihnen dadurch die Grundlage ihres Schaffens genommen worden sei. Sie riefen in den Schlangen der Papierhandlungen laut ihre alten Namen aus. Dann fielen sie in eine stumme Nabelschau, kritzten Schlangen und Linien auf Papierblöcke, niemals aber die Kindsmörderin, das gestrandete Schiff oder den schwarzen Mann.

Jan Decker war 2016 Writer in Residence der Franz-Edelmaier-Residenz für Literatur und Menschenrechte in Meran. Dort entstand „Der unerhörte Flugapparat“, der in der Vertonung des Komponisten Caspar de Gelmini voraussichtlich 2017/18 in der Villa Elisabeth in Berlin uraufgeführt wird.

Uns geht es nicht um Geld,
uns geht es allein um die Kultur.

! GO GO GO
GO GO GO



Leisten wir uns den Luxus der Kultur*

Ihre Kulturelemente Redaktion

* Wenn Sie Kulturelemente auch weiterhin gerne lesen und beziehen möchten, dann tragen auch Sie dazu bei und erneuern Sie Ihr Jahres- Abo für 2017, indem sie € 22 für das Jahresabo Inland (Italien) und € 29 für das Jahresabo Ausland auf das Konto der Distel Vereinigung überweisen.
Förderer_innen steht es auch frei € 220 zu überweisen.

Südtiroler Sparkasse
IBAN IT30F0604511601000001521300
BIC CRBZIT2B001

Warum in Visionen denken?

Seit Jahren nun schon sehen wir anderen dabei zu, wie sie Entscheidungen treffen und handeln: sie gehen, ziehen weg, brechen auf, manche auch nach Europa, mit einer Vision vor Augen, mit der Vorstellung von einem Leben, einem anderen, einem besseren, oder dem, das sie vorher schon hatten, bevor es ihnen genommen wurde. Mit einem Leben jedenfalls in der Perspektive und dem Anspruch, dass dieses Leben zu verteidigen ist und nicht dem Tod, nicht der Perspektivlosigkeit, nicht dem Krieg, nicht dem Terror zu überlassen ist. Es ist ein Ja für etwas, gefüllt und erfüllt davon, wie es sein und wie es werden wird, wie es zu gestalten und zu führen sein wird. Es ist gefüllt von Vorstellungen, von Gedanken und von Ideen, sicher auch von Furcht und Sorge. Und der Rest liegt in den Sternen.

Wir sehen zu in dieser Zuseher-Optik, mit verschränkten Armen und musterndem oder abmusterndem Blick, mit wenig Bewunderung, wenig Achtung, zu oft von der Loge herab, und tun so, als seien es andere, ganz andere als wir es sind, die da aufbrechen und unterwegs sind.

Der Logenplatz scheint sich wieder mehr denn je zu etablieren und verteidigt zu werden mit Klauen und Zähnen. Ich dachte, mit dem Sommer 2015 sei das vorüber: das Zusehen und das Urteilen und das Bewerten, das Sprechen über sie, über ihre Köpfe hinweg, und das Absprechen dessen, was jeden, der aufbricht und geht, auszeichnet: die Selbstermächtigung, die Selbstbestimmung.

Wie lange wollen es wir uns leisten so zu tun, als gehe uns das alles nichts an?

Als stünden die Krisen und Kriege in der Welt in keinem Zusammenhang mit uns.

Wo doch fairerweise zu fragen wäre: was hat sich Europa nicht geleistet an Grausamkeit und Kriegen, an Kolonialismus, Rassismus und Chauvinismus, an der Eroberung und Zerstörung der Welten anderer?

Mit dem Sommer 2015 wurde wirklich etwas überwunden, nämlich die Festung, die freiwillige Selbstbeschränkung und -einschränkung, als es plötzlich einen Aufbruch von ihnen heraus gab. Dem waren die zahllosen Tragödien vorangegangen, mit einer täglich steigenden Anzahl an Todesopfern, mit immer mehr Menschen, die ertranken, erstickten, und Kindern, die das Meer ans Land spülte. Als wäre ein Sicherheitsventil aufgeplatzt: wir Europäer setzten uns in Bewegung und handelten und kamen den Ankommenden entgegen. „Gut, dachte ich“, dann fangen jetzt endlich auch wir Festungsbewohner wieder an, etwas höher zu denken und weiter, in Visionen sogar, vielleicht in den Visionen derer, die zu uns kommen. Schließlich haben ja alle in der Welt einen hohen Preis dafür bezahlt, bis es endlich gelang, dieses Europa zu gründen.

Kaum einen Monat später forderte die österreichische Ex-Innenministerin Mikl-Leitner, man müsse eine Festung Europa schaffen, als hätte sie das Wort gerade erst erfunden.

Als sei nicht seit zwei Jahrzehnten dagegen angerannt worden, von ihnen rhetorisch, von außen, mit Leib und Seele.

Inzwischen hat sich die Welt radikalisiert. Das Sprechen gegen die anderen wird beleidigender, abfälliger, erniedrigender, das Wegschubsen und Wegstoßen wird normal, Hass, Verachtung, Abscheu entladen sich ungehemmt in den Social oder besser Anti Social Media. Und ich frage mich: „Fällt uns wirklich nichts Besseres ein als die Abwehr, und das üble Gerede über die anderen? Haben wir nichts eigenes? Nichts anderes als die Verteidigung unserer Rentenversicherung?

Was treibt uns an, was streben wir an? Welche Welt stellen wir uns vor?

All die, die dieses Europa aufsuchen, die nach Europa streben, erinnern uns daran, dass zumindest die Idee von Europa eine ist, die visionär ausgerichtet - und ganz und gar nicht so utopisch war, wie es heute gerne heißt.

Warum nicht realistisch denken?

Diese europäische Welt ist inzwischen ideologisch verbarrikadiert - mehr denn je, wir wissen es. Geframt - um den Sprachgebrauch der Rechtspopulisten korrekt zu benennen.

Inzwischen mehren sich die Berichte darüber, wie sehr die Darstellung der Köln-Nacht und den angeblichen massenhaften sexuellen Übergriffen der „Araber“ von rechtspopulistischen Kräften gesteuert wurde mit dem Ziel, den Kurs von Angela Merkel in der Flüchtlingsfrage zu torpedieren. In einem Dossier des Deutschlandfunks etwa mit dem Titel: „The making of Apokalypse 2.0“ lässt der Autor Walter von Rossum auch die Stimmen zu Wort kommen, die ganz anders von dieser Nacht berichten, ja, sogar von großer Achtsamkeit sprechen. Bisher wurden diese Stimmen zur Not mit Morddrohungen zum Schweigen gebracht.

Die Köln-Nacht war gerade so durchschlagend, weil sie keinen Zweifel an der Realität ließ, kaum etwas, das als 'realer' wahrgenommen wird, als wenn Männer Frauen sexuell angreifen. Wer würde sich hier einen Meta-Text erlauben, der den rassistisch erzeugten Hype, oder das gezielte islamfeindliche Framing von Rechtsextremen dagegen stellt? Welcher Mann? Welche Frau?

David Graeber analysiert in seinem Buch „The utopia of rules“ dt. „Die Regeln der Bürokratie“, dass der Verweis auf „die Realität“ und die Aufforderung, jetzt doch mal „realistisch“ zu

sein, meist von jenen beansprucht wird, die uns auf Bedrohung und Gewalt hinlenken oder einschwören wollen. Unnötig zu sagen, dass sie uns für eine bestimmte Antwort überzeugen wollen: nämlich mit Härte und "wenn nötig", mit Gewalt zu reagieren. Wer sagt: sei realistisch, meint: „Siehst du denn nicht die drohende Gefahr? Hör auf zu träumen. Dafür ist jetzt keine Zeit.“ Als wäre für diejenigen, die so hartnäckig an der Realität der Bedrohung arbeiten, diese Zeit jemals vorgesehen.

Wie realistisch also ist diese Realität? Das ist vielleicht eine Frage ihrer Anhängerschaft. Sicher wird sie umso realer, je mehr Leute an sie glauben.

Wir benötigen eine gute Imaginationskraft, um diesen Realitäten zu entkommen, um uns nicht von ihnen einbinden zu lassen. Um unseren Kopf vor solchen Konzepten zu wappnen, die wir nicht denken möchten. Um uns einer Wahrnehmung zu widersetzen, in der solange ein Hass- und Gewaltszenario beschworen wird, bis es zu dieser Welt gehört.

Wir brauchen eine noch bessere, um ihr etwas entgegenzuhalten.

Wir brauchen handfeste Visionen. Nicht um uns aus dieser Welt zu verabschieden, sondern um diese hier nicht dem real gewordenen Stumpfsinn zu überlassen.

Mit der Frage nach „Unseren Utopien“ soll es um die Stärkung unserer imaginationskraft gehen, einer, die den konkreten Realitäten nicht entgegen gesetzt ist, sondern eng mit ihnen verbunden bleibt. Und die doch auch eine Brücke schafft, mit der die Vorstellung von einer Welt, wie sie anders sein kann und auch anders sein muss, erhalten bleibt.

Verbunden mit der ständigen Frage: Wie können wir aufwachen und etwas anderes erzeugen als das, was nicht erzeugt werden soll?

Eine Phantasie, die nichts frei schwebendes bedeutet, sondern ein genaues Aufsuchen und Erforschen jener Wirklichkeiten, die mit Absicht und Kalkül unsichtbar gehalten wer-

SUMMER SCHOOL SÜDTIROL VOM 3. – 8. SEPTEMBER 2017 - MIGRATIONEN

Mit neuem Veranstaltungsdatum im September führt die Summer School Südtirol die Recherche zu den Themen Migration, Grenzen, Flucht und Utopien weiter. Vom 3. bis 8. September finden auf Schloss Feldthurns, am Radoarhof in Feldthurns sowie in der Galerie Lungomare Bozen Gespräche, Vorträge, Lesungen und Werkstätten statt. Das Thema dieser Ausgabe lautet „**Migrationen als Grundprinzip des Lebens**“. Von Migrationen sprechen wir in der Soziologie, in der Astronomie, in der Chemie und in der Biologie. Mit welchem Ergebnis und mit welchen Bewertungen? Die dritte Summer School Südtirol will dem oftmals negativ besetzten Begriff der Migration tiefer nachspüren und ihn vielseitig beleuchten.

In den literarischen Werkstätten der Summer School Südtirol kommen rund ein Dutzend Autorinnen und Autoren aus Europa zusammen, um auf Schloss Feldthurns gemeinsam zu schreiben.

Dazu finden Vorträge, Lesungen und Diskussionen statt, zu denen alle Interessierte herzlich eingeladen sind.

Die Summer School Südtirol ist eine Veranstaltung des Neuen Instituts für Dramatisches Schreiben (NIDS), in Zusammenarbeit mit Literatur Lana, der Südtiroler Autorinnen und Autoren Vereinigung (SAAV), der Freien Universität Bozen (FU), dem Südtiroler Bildungsausschuss, dem Internationalen Theater Institut (ITI), Lungomare Projektraum für Kultur und Gestaltung, 39Null Magazin für Gesellschaft und Kultur, Drama Panorama, dem Internationalen Übersetzerforum, dem Goetheinstitut Prag.

Mehr unter www.nids.eu

den. So gesehen ist der ganze Realitätssinn gefragt: welche Wirklichkeiten werden nicht, oder wurden noch nie, oder sollten auch nie wahrgenommen werden?

Und warum sollten wir uns nicht gerade jetzt fragen, was wir an diesem Europa haben oder haben könnten, und warum nicht es für uns alle beanspruchen? Als das utopische

ische Union zu sehr vom Zentrum aus gedacht wird, dem Zentrum von Nationalstaaten? Also von dort, wo sie eher strategisch als essentiell gebraucht wird? Ist ihr Wert nicht vielmehr von denen an den Peripherien zu bestimmen?

Von den Minderheiten? Den Grenzländern. Was bedeutet Europa für seine Minderhei-

ten, zu ihrer Überwindung. Zur Überwindung der Minderheit und zur Überwindung des Nationalstaats.

Und gehört es nicht den Einwanderern, den Umherwanderern, den Grenzwanderern?

Wer aus- und einwandert, hat Visionen in Kopf und Körper, kennt also noch immer die Zukunft Europas.

Ich habe mich immer gefragt, warum die Linke mit der europäischen Union so wenig anzufangen wusste. Doch es war immer auch die revolutionäre Kraft der Linken, nicht im Bestehenden das Gegebene zu sehen, sondern das Gesetzte.

Künstler wie Sozialrevolutionäre haben sich traditionell zusammengeschlossen, um dieses Gesetzte zu hinterfragen und zu verändern. Denn vor allem darum soll es gehen: nicht nur um die visionären Formen des Denkens, sondern um die vielen Arten des Handelns, in denen sich das Visionäre ziegt. Ob im künstlerischen, im politischen, im wissenschaftlichen Ausdruck.

Und wir Autorinnen können uns fragen, ob wir überspitzt gesagt den Familienroman schreiben wollen, der klassischerweise den Untergang traditioneller Familienstrukturen beklagt, oder ob wir uns stattdessen der Vision untergehender hegemonialer Verhältnisse widmen wollen.

Und ob sich dann nicht ganz andere Narrative zeigen, auch und immer wieder solche, die bislang willentlich ignoriert worden sind. 

Hotel Amazonas: David Jagerhofer, Der Pillendreher

Foto: Julius Deutschbauer

Land, das vor uns liegt, das bereits da ist? Und für die Werte, die nun wir, als Bevölkerung, zu finden und zu formulieren haben. Wer braucht Europa? Wessen Land ist es?

Ist es eine ihrer Schwächen, dass die europä-

ten? Wer einer Minderheit angehört, (und sich nicht vom selben neuen Nationalismus anstecken ließ), weiß, wie bedeutend dieses Europa ist. Nicht zu ihrem Schutz. Genau das würde die Symbiose zwischen Nationalstaat und Minderheit ewig aufrechterhalten.

Mehr Balkan wagen: Ein Plädoyer

Adnan Softic

Die Balkanisierung droht, sie schleicht oder sie schreitet fort. Der Begriff ist diffus, ein Synonym für Verfall – und das nicht nur aus westeuropäischer Perspektive. Auch auf dem Balkan selbst wird das Wort aufgegriffen und auf die Nachbarstaaten projiziert.

Der slowenische Philosoph Slavoj Žižek hat dieses Phänomen einmal so erklärt: Die Kroaten seien stets bemüht, zu erklären, dass der Balkan eigentlich erst mit den Nachbarstaaten Bosnien und Serbien beginne. Die Slowenen sähen sich selbst als die Grenzhüter des Westens. Die Österreicher wiederum seien der Überzeugung, dass Slowenien, das einmal zu Jugoslawien gehörte, natürlich ein Balkanstaat sei. Für die Deutschen sei selbst Österreich zu bunt und zu unfein – hatte sich das Habsburgerreich nicht ohnehin in Richtung Südosten orientiert? Und so gehe die Sache immer weiter, bis nach Großbritannien, wo man nicht einmal mehr darauf poche, europäisch zu sein. Doch wo ist dann das wirkliche Europa?

Auf sonderbare Weise scheinen sich die "wahren" europäischen Werte mit jeder südostlichen Grenze weiter aufzulösen. Europa definiert sich durch sein "Nicht-Balkan-Sein". Der Balkan gilt als exotisch, halb orientalisch, faszinierend und furchterregend zugleich. Die wissenschaftliche Historiografie der Region und die politischen Analysen sind auf die Be-

schreibung des Zerfalls spezialisiert. So wurde der Balkan – wo immer er liegt – zum Unterbewussten des gesamten Kontinents.

Das Unbehagen, das der Balkan im Westen auslöst, ist dabei nicht allein mit den blutigen Kriegen der neunziger Jahre zu erklären. Es sitzt sehr viel tiefer. Beunruhigend wirkt der Überschuss an Geschichte, die Unordnung der Gegenwart, die Ungewissheit der Zukunft. Doch warum, fragt man sich, ist das so? Blickt Europa etwa in das eigene, negative Spiegelbild, wenn es den Balkan betrachtet? Erkennt es in dieser Region am Rande eine verdrängte Facette seiner selbst? Ist Europa womöglich viel balkanischer, als es das wahrhaben möchte? Und wäre es dann nicht an der Zeit, das Balkanische in uns entschlossen zu umarmen? Schließlich ist es doch gerade die kulturelle Diversität, die Europa – wo immer es liegt – wesentlich ausmacht.

Unity in diversity, Einheit in Vielheit, lautet nicht umsonst das offizielle Leitbild, die Leitkultur der Europäischen Union. Unity in diver-

sity, das hört sich entspannt an und spannend. Europa ist voller Leben, voll unterschiedlicher Sprachen und Prägungen. Europa, das über Jahrhunderte so viele Kriege hervorgebracht hat, will Vielfalt, um weitere Kriege, zumindest auf eigenem Boden, zu verhindern. Unterschiede müssen – um des Lebens willen – bestehen bleiben. Darin sind wir uns einig.

Warum aber müssen wir uns dann gegen den Balkan abgrenzen und seine reiche Geschichte verdrängen?

Vielleicht, weil diese Geschichte in uns die Angst vor dem Scheitern unseres Ideals der kulturellen Vielfalt weckt. Weil wir Angst haben, Europa könnte wie der Balkan in Krieg und Gewalt versinken. Doch der Balkan zerfiel nicht wegen seiner Vielfalt. Er scheiterte an Nationalismen – an der Ablehnung von Vielfalt.

Mit dieser Ablehnung begann das Ende aller großen und kleinen Vielvölkerreiche. Die Folge war Krieg. Das darbende Osmanische Reich und die habsburgische Doppelmonarchie Österreich- Ungarn lösten sich zwischen 1914 und 1918 auf. Jugoslawien ging im Bürgerkrieg der neunziger Jahre unter. Auch die



Tschechoslowakei zerfiel nach 1989 – immerhin friedlich. Gerüttelt wird auch an der unity in diversity innerhalb einzelner westeuropäischer Staaten: in Spanien, Großbritannien und Belgien. Zuletzt brachte der Konflikt in der Ukraine den Krieg zurück nach Europa. An die Stelle von unity in diversity tritt dabei die simple Gleichung Staat = Nation = Religion = Sprache = Geschichte.

Diese irrsinnige Utopie, ein für alle Mal nur unter sich zu sein, kann nicht aufgehen. Wer nach nationaler Reinheit strebt, hat sich noch stets mit Blut besudelt. Wer die deutsche Geschichte betrachtet, weiß das.

Der Staat, in dem die alten Vielvölkerstaaten – das Habsburgerreich und das Osmanische Reich – ihre tiefsten Spuren hinterlassen haben, ist das ehemalige Jugoslawien. Hier wurde die Idee von unity in diversity tatsächlich einmal gelebt: Bis zum Krieg 1992 gab es in Sarajevo Gassen, in denen die Nachkommen der Juden, die im 16. Jahrhundert vor der spanischen Inquisition dorthin geflohen waren, Altspanisch sprachen und sangen. Viele Roma-Kinder im Kosovo wuchsen fünfsprachig auf: Zu Hause unterhielten sie sich auf Romanes, mit den Nachbarskindern

Reiche undemokratisch waren. Dennoch liegt in der Geschichte dieser Vielvölkerstaaten das verschüttete Wissen über den Kern der europäischen Idee. An den Rändern des Kontinents, wo ständig das eine dem anderen begegnet, wird deutlich, worauf es im Wesentlichen ankommt. Hier kann man sehen, was Europa dringend braucht – und was es zerstört.

Ein Beispiel: In der mazedonischen Hauptstadt Skopje entsteht zurzeit ein nagelneues "antikes" Zentrum. "Skopje 2014" heißt der monumentale Bauplan der mazedonischen Regierung, die ihre Hauptstadt als Wiege der antiken Hochkultur inszenieren möchte. Bis jetzt sind etwa 30 repräsentative Bauwerke entstanden, Kosten: 600 Millionen Euro. Doch nichts ist zu teuer, wenn es um nationale Geschichtspolitik geht.

Die Storyteller der neuen Balkanstaaten basteln fleißig mit Erinnerungen und Sehnsüchten. Der Preis aber ist nicht in Euro zu bemessen. Der Preis ist die Verwandlung von Einheimischen in Ausländer. Denn die Überschreibung der Vergangenheit mit einer „besseren Geschichte“ führt dazu, dass ein Großteil der Mazedonier geschichtslos und im eigenen

Spuren des alten Rigorismus entdecken, der die noch lebendige Vergangenheit überschreibt und Teile der Bevölkerung verstummen lässt. In Berlin wurde der Palast der Republik abgerissen; an seiner Stelle wächst nun eine Betonkopie des Hohenzollernschlosses in den Himmel: eine Entscheidung zu Gunsten einer idealisierten Vergangenheit und gegen die jüngere, noch gegenwärtige Geschichte.

Derzeit beobachten wir wieder einmal den blutigen Zerfall von Vielvölkerstaaten: Syrien, Irak und Afghanistan versinken in Bürgerkriegen. Die Menschen machen sich auf den Weg nach Europa.

Sie werden unser nationales Geschichtsbild zerstören. Dafür müssen wir ihnen dankbar sein. Wir werden die Gegenwart verlieren, wenn wir ihr Angebot ablehnen, ernst zu machen mit unity in diversity.

Europa aber zeigt sich überfordert und versucht, seine Angst einmal mehr auf den Balkan abzuschieben. Es ist die ewige Angst vor dem Anderen, dem Fremden, dem Gemischten, Multikulturellen. Und sie wurzelt noch immer in der Vorstellung nationaler Einheit



Hotel Amazonas: Andreas Trobollowitsch, Tête-à-Tête

Foto: Julius Deutschbauer

auf Serbisch und Türkisch, in der Schule benutzten sie Albanisch und Russisch. In Mazedonien, in der Vojvodina, in Istrien kam man über Jahrhunderte mit mehreren Sprachen zurecht, es gab kaum eine Gegend mit eindeutiger ethnischer Mehrheit. Selbstverständlich brachte das Probleme mit sich, Lösungen mussten stets neu ausgehandelt werden. Das war mitunter schwierig, aber es funktionierte.

Eine positive Lehre aus dieser jahrhundertealten Geschichte zu ziehen bedeutet keineswegs, die bereits zerfallenen Länder wiederherstellen zu wollen und sich die osmanischen, habsburgischen oder titoistischen Reiche zurückzuwünschen. Das wäre absurd – ganz davon abgesehen, dass alle diese

Land fremd wird. Albaner, Roma, Türken, Serben: Sie alle finden sich in „Skopje 2014“ nicht wieder. Diese Menschen werden zu potenziellen Flüchtlingen, Separatisten, womöglich Terroristen.

Das erinnerungspolitische Vorbild für "Skopje 2014" ist die nationale Geschichtsschreibung der Staaten Kerneuropas. Just deren Geschichte seit dem 19. Jahrhundert aber zeigt, dass es mitunter roher Gewalt bedarf, um eine Identifizierung und Solidarisierung aller mit der Nation zu erreichen. Minderheiten wurden vertrieben und ermordet, „kleine“ Sprachen mussten der „großen“ Sprache weichen.

Selbst im heutigen Deutschland lassen sich

und Reinheit. Die gegenwärtige Politik der Angstmacherei und der nationalen Selbstversicherung zerstört dabei just die Werte, die Europa bewahren will. Ein Europa in sich geschlossener Nationalstaaten ist daher die schlechteste Lösung. Nur wenn Europas Staaten den Mut haben, zu Vielvölkerstaaten zu werden, hat die europäische Idee eine Zukunft.

Es ist an der Zeit, sich an die wahre Geschichte des Balkans zu erinnern. Die Geschichte der alten Vielvölkerstaaten ist im 20. Jahrhundert national überschrieben worden. Legen wir sie offen. Wir werden sehen: Die „Balkanisierung Europas“ ist kein Untergangsszenario. Sie ist, unter demokratischen Vorzeichen, der einzige Weg.

Thema

WELCHE GRENZE?

Ulrike Syha



Hotel Amazonas: Julius Deutschbauer, Darling, ich habe schon wieder mindestens 100 Korane geschrumpft
Foto: Hotel Amazonas

Noch vor wenigen Jahren war ich der festen Überzeugung, der Nationalstaat ist ein Auslaufmodell.

Nicht, weil ich gedacht hätte, er wäre morgen schon abgeschafft. Oder dass die richtigen gesellschaftlichen Organisationsformen der Zukunft bereits gefunden sind.

Aber ich hielt ihn eben doch für etwas, das nach und nach verschwinden würde in einer Welt der überstaatlichen Interessengemeinschaften, global agierenden Unternehmen und (aus unterschiedlichsten Gründen) in Bewegung befindlicher Bevölkerung.

Ich war auch der festen Überzeugung, unser Identitätsbegriff hätte sich längst verändert. Dass wir uns im Grunde einig wären, dass Identität nur eine oszillierende Größe sein kann, immer in Veränderung begriffen. Eine Größe, deren unzählige Bestandteile sich immer wieder neu zusammensetzen und ergänzen.

Nationale Zugehörigkeit schien mir in diesem

Gefüge immer nur ein Bestandteil unter vielen zu sein. Und wahrscheinlich nicht mal der wichtigste. Oder der eindeutigste.

Man kann sich durchaus mehreren Nationalitäten zugehörig fühlen.

Nation ist für mich ein – nicht nur im Hinblick auf die deutsche Geschichte – historisch mit Ausgrenzung, Aggression und oft auch Hass gegen andere (oder Andersdenkende) verknüpfter Begriff, dessen Verschwinden aus dem allgemeinen Sprachgebrauch mir nicht besonders leidgetan hätte.

Aber meine Einschätzung war leider falsch.

Der Nationen-Begriff ist nicht verschwunden, er hat im Gegenteil einen unglaublichen Auftrieb bekommen.

Gerade auch hier in Europa.

Die Nationen und ihre zugehörigen Grenzen

sind wieder da und machen sich lautstark bemerkbar.

Und sie tun das nicht nur in den rassistischen, undemokratischen und vor allem unmenschlichen Äußerungen einiger Politiker und Extremisten, sondern eben auch – vielleicht in abgeschwächter Form, vielleicht in einem etwas anderen Gewand – in unserem persönlichen Umfeld. Auf der Straße, beim Einkaufen, in der Nachbarschaft, ja, auch in der Familie oder unter Freunden und Kollegen.

Es tauchen Äußerungen auf, die noch vor wenigen Jahren undenkbar gewesen wären.

Die Angst greift um sich, behaupten die Leute und einige der Medien, aber diese Angst hat einen sehr ausweichenden, fahriigen Charakter. Wenn man sie direkt anspricht, versteckt sie sich meist ganz schnell. Hinter Beschwichtigungen und unreflektierten, wiedergekäuteten Slogans. Seltener kommt auch unverstellter Hass zum Vorschein.

Ich bin beruflich regelmäßig im nicht-europäischen Ausland unterwegs, wo ich in Gesprächen mit Kollegen immer wieder feststellen muss, dass ich mich gar nicht so sehr als Deutsche verstehe, sondern als Europäerin.

Und damit meine ich nicht unbedingt: In Abgrenzung zu einem anderen Kontinent.

Ich meine damit auch keine bestimmte Sprache oder Religion.

Gut, der Glauben an Meinungsfreiheit, Demokratie und Gleichberechtigung schwingt sicher mit. Das ja. Diese Rechte sind ein integraler Bestandteil meines Denkens – aber die Art und Weise, wie menschliche Rechte mit sogenannten „westlichen Werten“ gleichgesetzt werden, stößt mir jedes Mal auf.

Denn dabei verhält es sich auch nicht anderes als mit der oben beschriebenen Angst: Hinter der Wertedebatte versteckt sich meist eine andere Debatte, die ihre eigenen Werte nicht wirklich im Blick behält.

Was ich mit meinem Europa-Verständnis vor allem meine, ist ein Europa der Vielseitigkeit. Ein Europa, das nicht starr ist, sondern permanent im Wandel.

Ein Ort, wo Grenzen fallen oder zumindest durchlässig werden wie eine Membran – kein Ort, wo neue Zäune und Begrenzungswälle entstehen.

Europa ist für mich ein Ort der Koexistenz. Ein Ort des multinationalen Miteinanders. Ein Ort der Freizügigkeit.

Und DAS ist ein Teil meiner Identität.

Viel mehr, als das Faktum, dass ich einen deutschen Pass besitze.

Ein sich gegen Flüchtlinge und Zuwanderung abschottendes Europa hingegen, das sich darauf vorbereitet, wieder mit Ausdauer seine nationalen Fahnen zu schwingen (mit allem, was das für gewöhnlich so nach sich zieht), diese sich rüstende „Festung Europa“ ist kein Ort, dem ich einen Platz in meiner Identität einräumen möchte.

Da wird mir meine eigene Herkunft fremd.

Die einzige Grenze, die es in meinen Augen neu zu ziehen gilt, ist die gegen den Verlust unserer Offenheit.



Für einen Moment steht die Zeit still.

Der Mann, der auf mich zu rennt, bleibt in der Luft hängen.

Er hat den Mund weit aufgerissen, wie ein Fisch, der nach Luft schnappt.

Es ist der Obsthändler aus dem Laden an der Ecke, der die ganze Zeit Sonnenblumenkerne auf den Boden spuckt und – was seine Apfelsinen anbelangt – überhaupt keinen Spaß versteht.

Das wissen alle hier bei uns. Alle hier in der Straße.

Und eben dieser Obsthändler läuft brüllend auf mich zu.

NICHT, schreit er. Dann bleibt er in der Luft hängen.

Mein Bruder sagt, der Obsthändler und seine Apfelsinen stehen auf der falschen Seite.

Von uns aus betrachtet meint das wohl.

Er steht irgendwie auf einer anderen Seite, einer Seite, auf die man nicht gehört, auch wenn er natürlich immer noch den Laden an der Ecke hat, dort sitzt, seine Apfelsinen bewacht und Sonnenblumenkerne auf den Boden spuckt.

Mein Bruder sagt, der Obsthändler unterstützt die anderen.

Nicht uns, meint das wohl.

Bevor die Zeit stehenblieb, hat sie sich wo-

chenlang immer schneller gedreht. Schneller und schneller und schneller. Genau von dem Tag an, als der alte Präsident im Fernsehen gesprochen hat, der mit den buschigen Augenbrauen.

Vater hatte den Fernseher laut gestellt, was mich gewundert hat, der Fernseher war viel, viel lauter als sonst.

Mein Bruder sagt, der alte Präsident – nein: der bald-schon-ehemalige Präsident, sagt er – ist ein Verbrecher. Er hat uns ausgebeutet.

Uns – unsere Familie meint das wohl. Oder Leute, die so sind wie wir. Wie mein Vater, mein Bruder, seine Freunde und ich. Wie die Nachbarn hier bei uns im Hinterhof.

Jedenfalls nicht so wie der Obsthändler, das ist klar. Denn der Obsthändler steht ja auf der anderen Seite.

Mein Bruder trifft sich jeden Abend bei uns zu Hause mit seinen Freunden, jeden Tag werden es mehr. Ich wusste nicht, dass mein Bruder so viele Freunde hat.

Die Nachbarn nicken den neuen Freunden meines Bruders höflich zu und verschwinden dann schnell in ihren Wohnungen.

Mein Vater nickt niemand zu. Mein Vater runzelt die Stirn, wenn sie kommen, und sagt kein Wort, er geht in die Küche und schließt die Tür hinter sich.

Irgendwie hat jetzt mein Bruder das Kommando übernommen.

Während mein Bruder und seine Freunde

lautstark diskutieren, verkrieche ich mich unter dem Tisch mit der schweren weißen Decke, die wir von Großmutter geerbt haben, und lausche.

Ich höre, wie mein Bruder sagt, es wird Zeit.

Einer der Freunde meines Bruders sagt, die Stunde Null ist ganz nahe, und mit der Stunde Null fängt eine neue Ewigkeit an, eine bessere Ewigkeit, und in so einer Zeit steht jede Minute, jede Sekunde für das Ganze.

Ich verstehe nicht genau, was er meint, aber es klingt schön. Irgendwie richtig.

Dann dreht sich die Zeit ein paar Tage lang noch schneller, noch mehr Freunde meines Bruders tauchen auf, ein ständiges Hinein und Hinaus, bis ein anderer Freund meines Bruders sagt: Nun ist die Zeit endlich gekommen.

Da sitze ich noch immer unter dem Tisch mit der schweren weißen Decke und lausche.

Von draußen ist kaum etwas zu hören. Ein Hund wühlt sich durch den Abfall, ansonsten ist es still.

Ich wundere mich: Sind die Nachbarn etwa alle weggegangen?

Da stehen mein Bruder und seine Freunde plötzlich auf, gleichzeitig, sie sehen sich schweigend an, das höre ich unter der Tischdecke ganz genau, und ich höre ebenfalls, wie mein Vater in der Küche laut die Stirn runzelt.

Er sagt noch immer nichts.



Hotel Amazonas: Julius Deutschbauer, Darling, ich habe schon wieder mindestens 100 Korane geschrumpft

Foto: Hotel Amazonas

Thema

Bis zu diesem Zeitpunkt bin ich nie auf die Idee gekommen, dass mein Vater ein alter Mann sein könnte. Aber genau das ist er.

Dann macht die Zeit einen weiteren Sprung und von der Straße ist Lärm zu hören, bis zu uns in den Hinterhof.

Ich krieche unter dem Tisch hervor, laufe an meinem noch immer die Stirn runzelnden Vater vorbei, der jetzt in der Tür zur Küche steht, das Fenster hinter ihm ist geöffnet, ein Luftzug entsteht, das Fenster knallt zu, dann ein Scheppern, der kleine Topf mit der Petersilie ist vom Sims in den Hof gefallen.

Ich laufe los, meinem Bruder hinterher, der wiederum seinen Freunden hinterherläuft, den alten und den neuen, erst durchs Treppenhaus, dann über den Hof und durch den Torbogen. Die neuen Freunde sind zu schnell für meinen Bruder, mein Bruder ist zu schnell für mich, und mein Vater, der hat noch nicht mal angefangen zu laufen.

Ich rufe meinen Bruder beim Namen, aber er hört mich nicht, da sind unfassbar viele Menschen auf der Straße und mein Bruder rennt zusammen mit seinen Freunden Richtung Stadtzentrum, in die Richtung, in die plötzlich alle laufen. Hier sind sie also, hier haben sie

sich versteckt, auf offener Straße, die Nachbarn, alle, wirklich alle, jeder einzelne Mensch, den ich je gekannt habe.

Außer meinem Vater. Der steht noch immer oben am Fenster und starrt auf den zersprungenen Petersilien-Topf im Hof.

Und ich – ich will auch ins Zentrum, irgendwas Wichtiges muss im Zentrum passieren, aber ich komme nicht durch, ständig ist mir ein Bein, ein Auto, eine Absperrung im Weg.

Da sind Absperrungen aus Brettern und irgendwelchem Schrott auf der Straße, gestern waren die noch nicht da, da sind Soldaten auf der Straße, gestern waren die noch nicht da, da sind Soldaten, die keine richtigen Uniformen mehr tragen, unten herum noch die alten Uniformhosen, aber obenherum nur dreckige, zerfetzte, blutverschmierte T-Shirts, auf denen irgendwas steht, das ich nicht entziffern kann.

Das Blut war gestern auch noch nicht da.

Um mich herum brüllen alle, mein Bruder ist in der Menge verschwunden, und ich denke: Ob mein Vater überhaupt weiß, dass die Läden alle geschlossen haben?

Und noch während ich das denke, wirft plötz-

lich jemand aus der Menge ein Ding in Richtung der Soldaten. In Richtung der Soldaten, die hinter den Absperrungen stehen und noch die vollständigen Uniformen tragen, die blauen Uniformen mit den Streifen, Auszeichnungen und winzigen Namensschildern.

Und dieses Ding bleibt ausgerechnet vor mir im Straßenstaub liegen, nur ein paar Meter entfernt von dem Obstladen an der Ecke, wo der Obsthändler gerade das Gitter herunterzieht.

Ich schaue das Ding an, bücke mich, um danach zu greifen, die Zeit schlingert, sie kommt humpelnd zum Stillstand, eine Minute wird eine Blase, dehnt sich, dehnt sich, dehnt sich, wird eine Ewigkeit, und der Obsthändler aus dem Laden an der Ecke dreht sich um, lässt seine Apfelsinen und seine Sonnenblumenkerne und das halbgeschlossene Gitter alleine, es fährt rumpelnd wieder nach oben, der Obsthändler rennt auf mich zu, wild mit den Armen rudernd, und schreit: NICHT. NICHT.

Er schnappt wie ein Fisch nach Luft, dann bleibt er in der Luft hängen.

Und danach kommt ein greelles Licht.

Ich bin zehn Jahre alt.



Sasha Marianna Salzmann

Wofür wir stehen, wofür wir tanzen

„Wenn ich zu eurer Revolution nicht tanzen kann, will ich kein Teil von ihr sein“, sagte Emma Goldman dem Mann, der fand, dass es sich für eine Revolutionärin nicht gehört, die Beine so von sich wegzu-schmeißen.

Feiern ist ein wichtiges vereinendes Moment. Wo wäre Widerstand ohne Feiern? Wir geben uns Kraft, wir machen uns Mut. Es ist CSD-Saison und wir tanzen. Wir sind Berlin. Wir sind BVG. Wir sind Tourismusmagnet, Nachtleben, Mode. Alle unseren heterosexuellen Freunde sind stolz auf uns und wir mit ihnen. Darauf, wie weit wir es geschafft haben. Es ist 2016. In diesem Jahr wurde die große Christopher Street Day-Parade in Berlin auf

Juli verschoben, weil die Fußball-Europameisterschaft zu viel Aufmerksamkeit von unseren Feierlichkeiten zieht.

In diesem Jahr sind wir die toleranteste Stadt Deutschlands und eine der beliebtesten Ziele für Marginalisierte weltweit. Queers aus der ganzen Welt leben hier ihre Diaspora. Wir sind: der gute schwule Freund, die lesbische Künstlerin, der queere Nachtclub. Wir sind

das Freakige, das Schillernde, das Verruchte. Vielleicht sind wir auch der Anzugträger, der es gerne in Darkrooms mag und die Butchlesbe hinter dem Tresen. Das sind Positionen, in denen wir geduldet und ein bis zwei Mal im Jahr gefeiert werden. Sich in anderen Lebensbereichen zu outen ist nach wie vor weniger glamourös. Unser uns tolerierendes Umfeld hat uns genau dort, wo es uns braucht: In Clubs, auf Straßenumzügen, beim European Song Contest. Das Staraufgebot auf den Queer Days ist beachtlich, die Werbung dafür scheint überall präsent zu sein und man kriegt kurz das Gefühl, dass wir gewünscht sind. Gewünscht wofür?

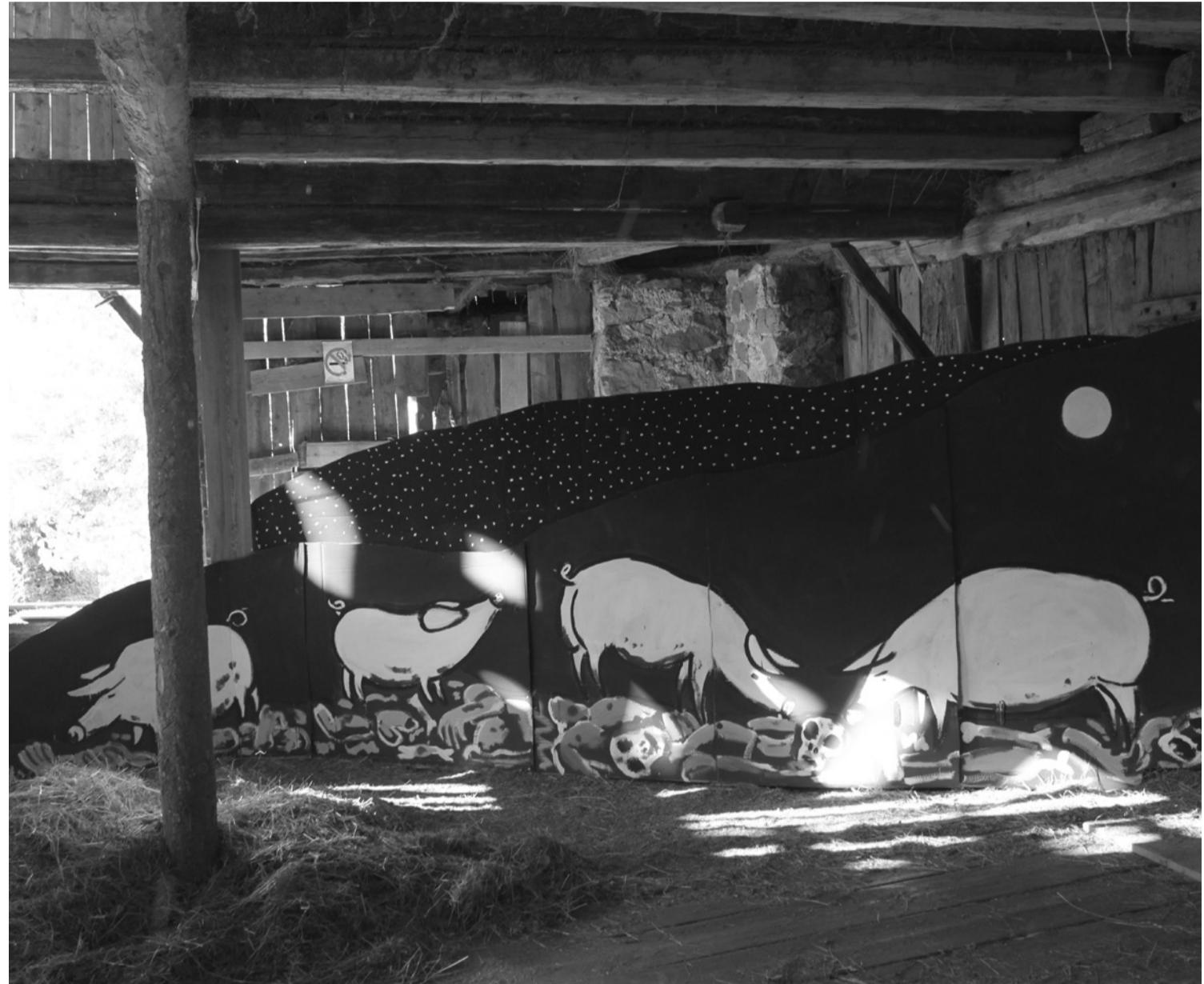
Dieses Jahr hat der Ministerrat der Europäischen Union erstmalig ein Forderungspapier für die Rechte der LGBTI innerhalb der 28 Mitgliedstaaten beschlossen unter der Einschränkung, dass die Gleichstellungsmaßnahmen nur durchgeführt werden sollten „unter umfassender Wahrung der nationalen Identität“. Demnach wäre Diskriminierung Bestandteil eines nationalen Selbstverständnisses. Naheliegender Weise hat das Auswirkungen auf die Urteile der Judikative, der Legislative, der Exekutiven und der Medien - unserer vier Gewalten. Queer-feindliche Demonstrationen und Reden rechtspopulistischer Parteien, die sich derzeit im Aufwind befinden, belegen das.

In diesem Jahr fand in den USA, im Bundesstaat Florida der blutige Angriff auf die LGBTI Community statt. Orlando steht ab jetzt nicht mehr für die namensgebende Hauptfigur von Virginia Woolfs Roman um einen Körper, der aller Normierung entflieht. Ab jetzt steht Orlando für die Schießerei während einer Latinx



Hotel Amazonas: Marianne Vlaschits, Pigtopia

Foto: Hotel Amazonas



Hotel Amazonas: Marianne Vlaschits, Pigtopia

Foto: Hotel Amazonas

ein, als die Vermutungen sich zuzogen, dass es sich um internalisierte Homofeindlichkeit und Rassismus eines Schwulen handelte, an dem die Gesellschaft, in der er lebte, durchaus einen Anteil haben könnte, ebbte das Medienecho ab.

Die Bundeskanzlerin brauchte vier Tage, um zum Verbrechen in dem Club „Pulse“ Stellung zu beziehen. Sie verurteilte den Angriff und schob im selben Kontext (auf facebook) hinterher: „Für mich persönlich ist Ehe das Zusammenleben von Mann und Frau.“ Eine politische Entscheidung wird hier als persönliche Meinung erzählt. Mit schwerwiegenden Folgen.

In diesem Jahr veröffentlichte das Kompetenzzentrum für Rechtsextremismus- und Demokratieforschung der Universität Leipzig die Studie „Die enthemmte Mitte“. Aus dieser geht hervor, dass 40,1 Prozent der Deutschen homosexuelle Küsse als „ekelhaft“ empfinden, 24,8 Homosexualität für „unmoralisch“ halten und 36,2 gegen die Homo-Ehe sind. Es ist 2016 und wir tanzen.

In diesem Jahr entschied die Antidiskriminierungsstelle des Bundes, dass homosexuelle Männer, die auch nach 1945 noch systematisch nach § 175 des Strafgesetzbuches

verfolgt wurden, kollektiv zu rehabilitieren sind. Diese Männer sind zum Teil aus den Konzentrationslagern direkt in Haft gegangen in BRD wie DDR. Wie kann es sein, dass man ihnen erst jetzt zubilligt, dass sie zu ihrem Recht kommen und wer hat für sie eingestanden?

Die Triangel von Gewalt geht so: Es gibt eine angegriffene Person, eine angreifende und dann gibt es noch die dritte Gruppe - die, die sich nicht zu der angegriffenen Person kennt.

Für das Opfer kommt das unmittelbare Übel von der ersten, das nachhaltige von der letz-

Geschichte des Begriffs ist ein permanentes Auflehnen gegen die Normierung. Gegen Fremdzuschreibungen. Für ein Recht auf Selbstdefinition. Queere widersprechen mit ihren Zielen, ihren Wünschen, ihrem Begehrn der festgelegten Hierarchie. Mit ihrem Lebensstil greifen sie ein in Arbeits- und Familienrecht. In feststehende, auch nationale, Identitätsbilder. In eine Ordnung, die gewaltvoll ist, weil sie so viele ausschließt. Queer ist das Prinzip von Destabilisierung einer vorgegeben Nahrungskette von Privilegien. Darum kann der Versuch, Teil einer Mehrheit zu sein, nur scheitern. Diese Mehrheit will von uns Unsichtbarkeit („solange ich es nicht sehe, kannst du machen, was du willst“) oder ver-

teren Gruppe. Für die angegriffene Person ist es keine Überraschung, dass ein Mörder mit Hass auf ihren Lebensstil zur Waffe greift. Dass sie aber keinen Rückhalt erfährt während der Tat und danach gesagt bekommt, sie sei nicht gleichwertig, produziert eine Verletzung, die lebenslang nachhält. Daran ändern auch aufwendige Solidaritätsbekundungen wie Regenbogenfarben auf dem Brandenburger Tor nichts (dieses Zeichen wurde in Berlin deutlich später gesetzt als in vielen anderen Metropolen). Das eine ist Spektakel, das andere ist gelebte Realität. Die Erfahrung in Gefahrensituationen nicht unterstützt zu werden, wird in ein Wissen überschrieben. Es hat für immer Auswirkungen darauf, wie ein queerer Körper sich zu dieser dritten Gruppe, die sich als Mehrheit gebärdet, verhalten wird. Es geht nicht darum, dass diese Mehrheit nicht selber schießt. Es schießen immer Einzelne. Aber nur weil sie nicht geschossen hätte, heißt es nicht, sie hätte verteidigt. Hat sie nicht. Das kann sie nicht. Denn die Angriffe dieser Einzelnen entspringen den Gewaltstrukturen dieser dritten Gruppe.

Diese sogenannte Mehrheit empfindet queer als Störfaktor - das ist auch so gemeint. Queer hat keine Übersetzung im Deutschen, aber wenn man es versucht, dann kommt das Wort „seltsam“ dem Wort am nächsten. Die

einnahmt uns („meine lesbische Kollegin will auch keine Araber als Nachbarn“). Sie hat Angst vor unserer Emanzipation.

Für Emanzipation brauchen wir klare Positionen, sichtbare Vertretung, sichere Räume. Wir brauchen Verbündete. Nur so ist ein Ausbrechen aus der Triangel der Gewalt möglich, ein Ausbrechen aus der Opferhaltung. Wenn wir beim CSD tanzen, tanzen wir gegen den herabwürdigenden Blick auf Tunten, für die Rehabilitierung der von dem §175 Betroffenen, für das Anerkennen von Trans und Inter als gleichberechtigte Geschlechter. Wir tanzen für Geflüchtete. Für geflüchtete Queers. Für Rechte von Menschen in allen ihren Differenzen. Wir, die die Erfahrung um Ungehaltensein in uns tragen, werden bestehen, weil wir Allianzen schließen mit anderen Ungehalteten.

Die Geschichte der Minderheiten im 20. Jahrhundert zeigt, dass weder die Ghettosierung noch Assimilation schützen. Für uns heute 2016 stellt sich also die Frage, wie wir sichtbar bleiben außerhalb der uns zugelassenen Räume. Wie wir als Queers auftreten und handeln. Wie wir das, was wir sind, in die Büros, auf die Straße, in unsere Texte und Gespräche mitnehmen. Es geht die gesamte Gesellschaft etwas an. Und sie hat uns auszuhalten.

HOTEL AMAZONAS

Hotel Amazonas bringt zeitgenössische Kunst und Kultur aufs Land: Der Aspmayr-Hof in Wangen auf dem Ritten verwandelt sich jährlich zum Festivalzentrum mit Konzerten, Performances, DJ-Sets, Vorträgen, Filmprojektionen und Ausstellungen. Das Residency-Programm lädt lokale und internationale KünstlerInnen ein, vor Ort zu produzieren. Hotel Amazonas wird von Margareth Kaserer und Simon Steinhäuser organisiert.

Erika Wimmer Mazohl

Reine Utopie?

**Den Menschen ein Gesicht geben: Flüchtlinge in Meran und Umgebung
Ein Gespräch mit Isabelle Hansen.**

Vor 20 Jahren ist sie nach ihrem politikwissenschaftlichen Studium (mit journalistischer Zielsetzung) von München nach Südtirol gekommen – aus Neugierde und weil sie die italienisch-deutsche Mischung in diesem Land interessant fand. Inzwischen arbeitet sie bei der Südtiroler Tageszeitung Dolomiten, ist verheiratet, hat zwei Töchter und einen Sohn.

Isabelle Hansen ist eine junge und doch reife Frau, ausgestattet mit Heiterkeit und einem großen ‚heiligen‘ Ernst. Und mit Weisheit, einer unbändigen Kraft und einem riesengroßen Herzen. Wir treffen uns in einem Kaffeehaus bei der Therme Meran, weil ich wissen möchte, wie es dazu kam, dass sie und ihr Mann das Flüchtlingsthema so ‚persönlich genommen‘ haben: Isabelle Hansen ist, was die Solidarität mit Flüchtlingen angeht, nicht nur überaus engagiert, ihre Familie hat einen der „neuen Mitbürger“, wie sie es ausdrückt, bei sich in Lana aufgenommen und lebt fröhlich mit ihm unter einem Dach. Der Senegalese Ousman hat großes Glück gehabt: Zuerst gab es eine entschlossene Frau, die ihn aus einer perspektivlosen Situation in Kalabrien heraus-

brachten Essen, Wasser, Hygieneartikel und andere Hilfsgüter. In der Redaktion hatte Isabelle immer alle Nachrichtenquellen offen – Google-News, Facebook und die herkömmlichen Medien. Das Thema Flüchtlinge war mit einem Mal allgegenwärtig, selbst wenn sie gewollt hätte, hätte sie die Nachrichten nicht abdrehen können. Sie ist Journalistin: informiert zu sein, ist Teil ihrer Arbeit. Auch die Reaktionen auf den Facebookseiten, die vielen menschenverachtenden Kommentare hat sie täglich lesen müssen. Um dem Gefühl der Ohnmacht, das sich mehr und mehr in ihr breitmacht, zu begegnen, ist sie zum Bahnhof gegangen, hat mit den Menschen gesprochen und angefangen, über ihre Geschichten zu schreiben. Ihr Glück: Die Chefredaktion der

Flucht sehen wir oft nur Grenzen, Gummiboots, die Balkanroute vor uns, wir sehen eine amorphe Menge, nicht aber Menschen mit unterschiedlichen Charakteren und Eigenschaften. Und dann sprechen wir mit jemandem, lassen uns von ihm erzählen und plötzlich ist alles anders. Plötzlich fühlen wir uns mit diesen Leuten wohl, die Vorurteile, die Grenzziehungen verschwinden.

Isabelle hat am Bozner Bahnhof Flüchtlinge persönlich kennen gelernt, sie hat konkrete Lebensgeschichten gehört und sie in die Zeitung gebracht. Weil sie überzeugt ist, dass es zuallererst darum geht, den Menschen, die zu uns kommen, „ein Gesicht zu geben“. Ihre zweite Botschaft ist: Wir tun gut daran, uns sehr genau zu informieren, ausreichend genug jedenfalls, um das komplexe Thema Flucht auch wirklich zu begreifen. Viele Einheimische kümmern sich nicht um die Zusammenhänge, die erklären würden, warum sich



Hotel Amazonas: Andreas Trobollowitsch, Viravolta I

Foto: Julius Deutschbauer

und nach Südtirol geholt hat, ihm dort Arbeit vermittelt hat. Und dann gab es eine Familie, die beherzt ja gesagt hat, als es um die Beschaffung von Wohnraum ging.

Für Isabelle Hansen hat alles im Sommer 2015 angefangen, als am Bozner Bahnhof innerhalb weniger Wochen eine große Menge afrikanischer Flüchtlinge strandete und festsaß. Es gab für diese Leute keine offizielle Unterstützung, aber es formierten sich Freiwillige der Zivilgesellschaft – mittlerweile unter dem Namen Binario 1 organisiert – und

Dolomiten ließ ihr im Vorjahr und lässt ihr bis heute freie Hand.

Nimmt man Kontakt mit Flüchtlingen auf, weiß Isabelle Hansen, so merkt man gleich, dass schon das Wort ‚Flüchtlinge‘ die Menschen zu sehr auf diesen Status reduziert. Man spürt plötzlich, wie viel wir üblicherweise ausklammern. Wir nehmen oft nicht wahr, dass diese Menschen genauso vielschichtig sind wie wir selbst, dass wir es also mit Personen zu tun haben, die Familie und eine Vergangenheit, die Talente und Sorgen haben. Beim Thema

derzeit so viele Menschen auf den Weg machen. Allenfalls die Bedrohung durch einen Krieg lässt man als Fluchtursache gelten, sogenannte Wirtschaftsflüchtlinge werden aber nicht als bedroht angesehen. Isabelle kennt das Ausmaß an Bedrohung, das die Menschen – meist junge Männer – erst in Bewegung setzt und im Weiteren geradezu dazu zwingt, in die Boote zu steigen.

So ist es etwa eine Tatsache, dass die EU mit Senegal einen Vertrag hat, der europäischen Großfischern erlaubt, in nationalen senegale-

sischen Gewässern zu fischen. So ein Vertrag ist nicht üblich, nationale Gewässer sind im Normalfall geschützt. Es sind Europäer, die die Fischerei im Senegal ruinieren. Wir entziehen den Menschen ihre Lebensgrundlage und wundern uns dann, dass „Wirtschaftsflüchtlinge“ nach Europa hereindrängen. Isabelle ist, wenn sie über diese Seite der Medaille spricht, emotional, aber auch sachbezogen. Sie verweist auf die Ausbeutung von Bodenschätzen in Afrika, auf den Konzern Nestlé, der dort das Wasser monopolisieren möchte, sie berichtet von Landraub und Waffenexporten. Sie ist überzeugt: Wir können nicht so tun, als habe das alles nichts mit uns zu tun. Sie kann uns, die wir das Glück haben, im Wohlstand zu leben, nicht aus der Verantwortung entlassen: Wir alle, jeder einzelne von uns, könnte einen Beitrag leisten, und sei es nur, keine Nestlé-Produkte zu kaufen.

Ein weiterer Fluchtgrund ist, dass Schlepper nicht erst an der libyschen Küste ein einträg-

liches System am Laufen halten, sondern perspektivlose junge Menschen schon in ihren Heimatländern 'locken'. Es gibt dafür keinen Beweis, aber Indizien. Amnesty International berichtet im Netz über die unerträglichen Zustände in Libyen und bestätigt damit, was Isabelle berichtet. Wer sich nämlich wirklich auf die Reise macht, geht oft durch die Hölle: Nur die Stärkeren kommen durch, die Schwächeren bleiben zurück, verlieren ihr Leben oder werden ausgeraubt. Wer in Libyen ankommt, hat mit Sicherheit kein Geld mehr und, was noch schlimmer ist, keinerlei Rechte. Schwarzafrikanische Flüchtlinge 'dürfen' in diesem Staat, in dem vielfach anarchische Zustände herrschen, nach Strich und Faden ausgebeutet werden. Wenn sie überhaupt Arbeit bekommen, dann nur niedrigste. Sie schuften sich für ihr Bootsticket oftmals zu

Tode, Frauen wie Männer werden vergewaltigt, viele landen in lausigen Gefangenengäldern, verschwinden für Monate oder überhaupt für immer. Für diejenigen, die nach ein bis zwei Jahren das Ganze lebend überstanden haben, ist das Risiko einer Bootsfahrt über das Mittelmeer oft keine wirkliche Herausforderung mehr. Es ist das einzige Ziel. Und die einzige Hoffnung.

Isabelle arbeitet ehrenamtlich in einer Einrichtung, in der an die 40 Afrikaner untergebracht sind. Sie erzählt, wie traumatisiert die meisten Männer sind, wenn sie europäischen Boden betreten. Sie können darüber nicht sprechen, sie haben ein starkes Selbstbild im Kopf und erlauben es sich nicht, Schwächen zu zeigen. Aufgrund ihrer Geschichte sind sie sehr motiviert, ihr neues Leben anzupacken.

1) book a cook: <https://facebook.com/empezamos/?fref=ts> Bestellungen auch über: isaguido@alice.it

Utopia – Wirtschaft ohne Gier

Interview von Martin Hanni mit dem Produzenten und Regisseur Kurt Langbein

Sie arbeiten gegenwärtig am Film „Utopia – Wirtschaft ohne Gier“. Wie utopisch ist der Titel zum Film? Sind wir nicht alle Teile der Ellenbogengesellschaft?

Die Dominanz des Finanzkapitals zeichnet auf dieser Erde massive Spuren: Zerstörung der Lebensräume, Raubbau an den Ressourcen, wachsende Ungleichheit der Menschen. Aber die „Freie Marktwirtschaft“ bleibt dennoch das Credo der Politik. Es ist höchste Zeit für Utopien – eine gerechtere, sozial und ökologisch verträgliche Form des Wirtschaftens ist nötig, und sie ist auch möglich. Davon handelt der Film.

Biologische Landwirtschaft, erneuerbare Energien, Recycling, langlebige Waren, öffentlicher Verkehr, weniger Fleisch essen... das klang in den 1980er Jahren alles noch sehr utopisch. Was hat sich geändert?

Immer mehr Menschen erkennen, dass es Zeit ist selbst aktiv zu werden. Sie verändern ihre Konsumgewohnheiten und organisieren sich. Es gibt in allen Lebensbereichen Modelle, und Teile der Wirtschaft reagieren bereits auf diese Änderungen.

Der Bio-Hof für Aussteiger aus dem kapitalis-

tischen System wird für immer mehr Menschen ein Zukunftsmodell. Welche Vor- und Nachteile bringen solche autarke Mikrokosmen für die Gesellschaft. Ist das nicht auch egoistisch?

Aussteiger haben ehrbare Motive, aber ich suche und besuche die Einsteiger in eine neue Gesellschaft.

Sind Genossenschaften als Wirtschaftsform, besonders geeignet für eine „andere Ökonomie“?

Genossenschaften sind eine durchaus demokratische Form des anderen Wirtschaftens. Sie stoßen allerdings bei Wachstum an die Grenzen des kapitalistischen Systems.

Ihr Film beschäftigt sich auch mit der Funktionsweise des Gehirns. Haben Menschen genug „Hirnschmalz“, um weniger egoistisch und mit mehr Fairness durch das Leben zu schreiten?

Der Mensch ist primär ein altruistisches Wesen, und im Gegensatz zu vielen Meldungen ist Kooperation das Erfolgsmodell der Evolution. Erst bei Knappheit und schlechten Regeln beginnen die anderen Eigenschaften zu

dominieren. Nach der Theorie von der Maximierung des Eigennutzes, welche die Grundlage des neoliberalen Konzeptes der freien Marktwirtschaft bildet, gelten derzeit die falschen Regeln, aber die Politik legt die Regeln fest. Und in einer Demokratie können alle die Politik mitgestalten.

Für viele junge Menschen wäre es utopisch, ohne Mobiltelefon zu leben? In Ihrem Film sind Sie auf der Spurensuche nach einem fairen Kommunikationsgerät. Welche Chance haben faire Handys?

„Fairphone“ ist ein sehr ambitioniertes und spannendes Projekt, daß allerdings selbst demonstriert, wie lange und weit der Weg zu einem fairen Smartphone ist. Letztlich ist er erst erreichbar, wenn der Raubtierkapitalismus fundamental eingeschränkt wird.

Wann wird der Film zu sehen sein?

Im nächsten Jahr.



Hotel Amazonas: David Jagerhofer, Der Pillendreher

Foto: Julius Deutschbauer

Herausgeber
Erscheinungsort

Distel - Vereinigung
Bozen

AUTONOME PROVINZ BOZEN SÜDTIROL PROVINCIA AUTONOMA DI BOLZANO ALTO ADIGE
Deutsche Kultur

Präsident

Martin Hanni

Vorstand

Peter Paul Brugger, Gertrud Gasser,
Bernhard Nussbaumer, Reinhold Perkmann, Roger Pycha

Koordination,
Veranstaltungen

Hannes Egger, Haimo Perkmann

Presserechtlich
verantwortlich

Vinzenz Ausserhofer

Finanzgebung

Christof Brandt

Graphisches Konzept

Gruppe Gut Graphics

Sekretariat

Hannes Egger

E-mail
homepage

I- 39100 Bozen, Silbergasse 15

Druck

Tel. ++39/0471 - 977468

Grafik

Fax ++39/0471 - 940718

Bezugspreise

info@kulturelemente.org

Abonnement

www.kulturelemente.org

Bankverbindungen

Fotolito Varesco Auer

Media Grafik

++39 348 580 30 70

Inland: 3,5 Euro, Ausland 4 Euro

Inland: 22 Euro, Ausland: 29 Euro

Südtiroler Landessparkasse Bozen:

IBAN: IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung,
Abteilung Deutsche Kultur

Die **kulturelemente** sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81
Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur
mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

Autorinnen und Autoren

Nancy Chapple

Journalistin, Übersetzerin
Berlin

Jan Decker

Autor
Osnabrück

Hannes Egger

Künstler, Autor
Lana

Regina Gropper

Projektleiterin
Memmingen

Ronja Hartmann

Projektleiterin
Memmingen

Maxi Obexer

Autorin
Berlin / Brixen

Haimo Perkmann

Autor, Übersetzer
Meran

Sasha Marianna Salzmann

Autorin
Berlin

Johannes Schmidl

Energieberater, Autor
Lienz / Wien

Adnan Softic

Künstler, Autor
Bosnien / Hamburg

Ulrike Syha

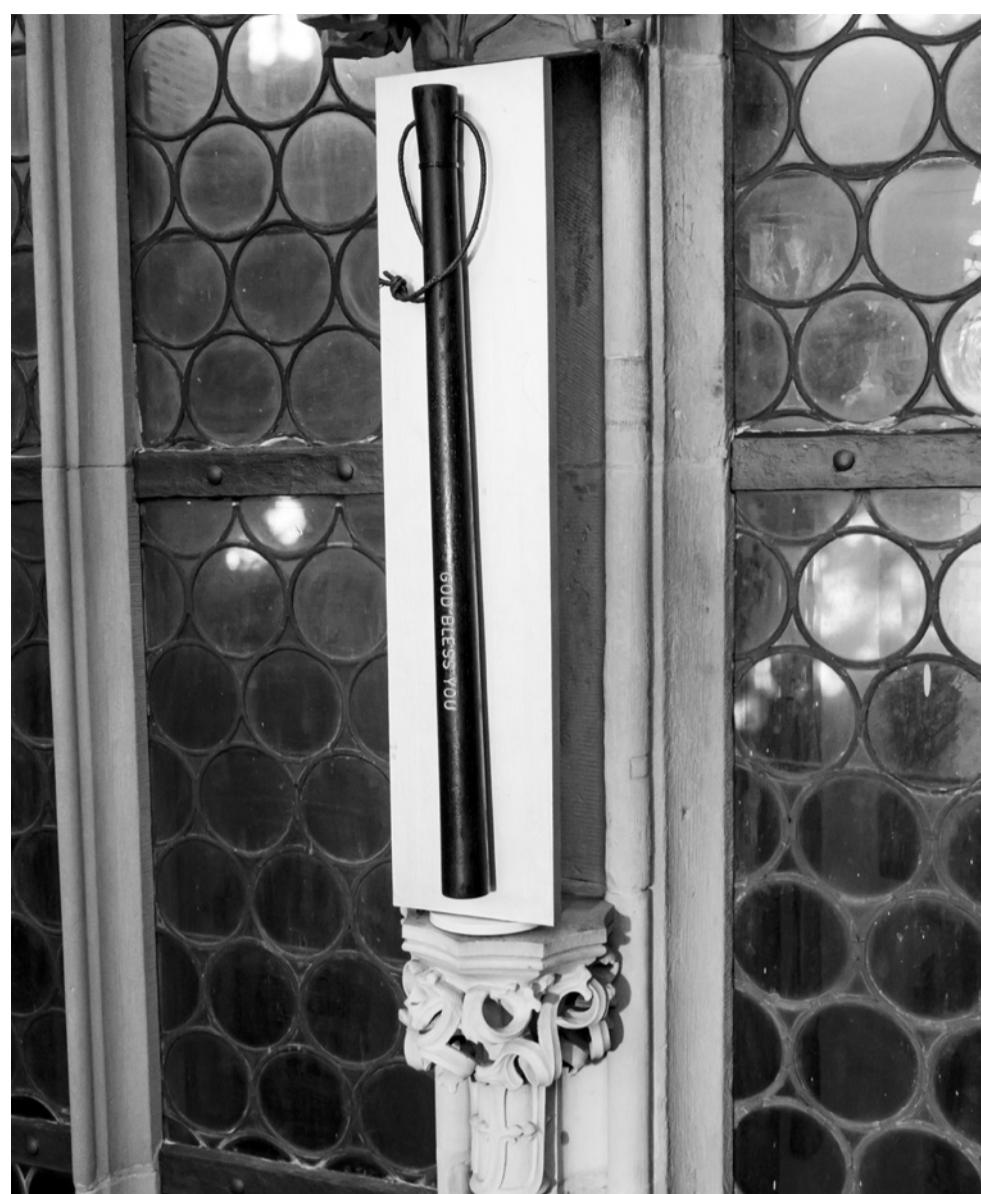
Autorin
Hamburg

Erika Wimmer Mazohl

Autorin,
Literaturwissenschaftlerin
Innsbruck

Hannes Egger

Joseph Delleg: Good bless you



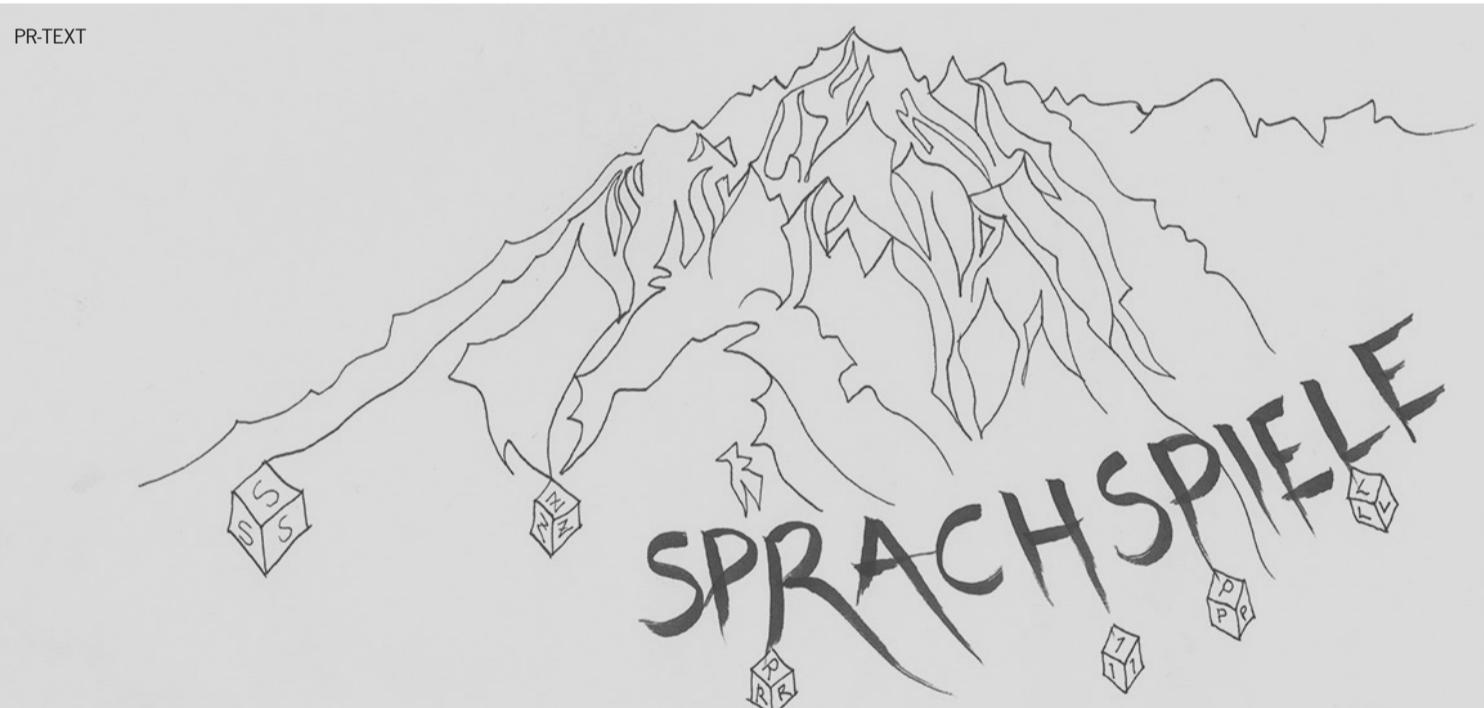
Hotel Amazonas: Joseph Delleg: Good bless you

Foto: Stefan Mayer

Die Stadtkirche in Schorndorf ist ein imposanter gotischer Bau, der Zeuge einer bewegten Religionsgeschichte von Stadt und Region ist. Die zentral gelegene Kirche ist ringsum frei begehbar. Die etwa zwanzig dort angebrachten Nischen, einst für Skulpturen vorgesehen, sind, bis auf drei, nicht besetzt. Die evangelische Stadtkirche rief zum Kunstwettbewerb „Da ist Freiheit! Oder: Außer Thesen nichts gewesen? Kirche fragt Kunst“ innerhalb des Reformationsjahres 2017, mit dem Ziel die freien Nischen mit zeitgenössischen Werken temporär auszustatten, auf. Die Kirche äußerte damit ihr Bedürfnis das Kirchengebäude im Sinne eines gesellschaftsstärkenden Ortes zu öffnen, und dafür die äußeren Kirchenmauern sinnbildlich als Vermittler zwischen säkularer und kirchlicher Gemeinde zu nutzen.

Der in Bruneck geborene und in Göttingen lebende Künstler Joseph Delleg nahm am Wettbewerb teil und zeigt noch bis zum 10. November 2017 in einer der Nischen der Stadtkirche das Werk „God bless you“, einen schweren, schwarzen Holzknüppel aus Eiche mit dem eingravierten Segensspruch.

Wer nicht glauben will, muss fühlen: Das ist seit alter her – und heute wieder sehr aktuell – der Glaube derjenigen, die bemüht sind, ihren Glauben den sogenannten Ungläubigen einzubläuen. Joseph Delleg geißelt mit zynischer Ambivalenz – zwischen „Gott schütze Dich!“ und „Es gnade Dir Gott!“ die Arroganz der (religiösen) Macht, die unter dem Vorwand der Fürsorge und Erleuchtung Zwang ausübt.



Sprachspiele / Linguaggi in gioco

Meran/o

12. Oktober – 15 ottobre 2017

In memoriam Peter Oberdörfer

LITERATUR
FESTIVAL
LETTERATURA
PERIPATOS
MUSIC
ART
GWOND
BLOG

Ein Projekt von/un progetto di:
SAAV, ost west club, pro vita alpina

Mit der Unterstützung / con il sostegno:
Autonome Provinz, Gemeinde Meran, Kulturelemente